

Je suis Roger: Plädoyer für den Medienpionier Roger Schawinski

Nummer 3 – 15. Januar 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Bersets Weg in die Planwirtschaft

Staat statt Markt: Der SP-Gesundheitsminister nutzt seine Chancen.
Von Beat Gygi

Terror, Sicherheit, Islam

Analysen und Begegnungen. *Von Matthias Matussek, Kurt Pelda, Ufuk Özbe u. a.*

Churchills Codeknacker

Das tragische Leben des Jahrhundertgenies Alan Turing.
Von Urs Gehriger



Das pflanzliche Rezept bei verstopfter Nase.
Sinupret® Dragées befreien.



Pflanzliches Arzneimittel bei Entzündungen der Nasennebenhöhlen und der Atemwege.

- Mit 5 Wirkpflanzen
- Löst zähen Schleim
- Lässt die verstopfte Nase abschwellen

Erhältlich in Ihrer Apotheke.
Bitte lesen Sie die Packungsbeilage.

Intern

Die erschütternden Anschläge von Paris haben uns veranlasst, ein paar hoffentlich tieferreichende Fragen zu stellen, die unserer Ansicht nach in anderen Zeitungen ausgeblendet werden. Hat der Terror im Namen des Propheten mit dem Islam zu tun? Leider ja, argumentiert in einem ausführlichen Beitrag der türkischstämmige Autor Ufuk Özbe, auf dessen Überlegungen wir zuerst im Blog «Achse des Guten» stiessen. Weiter befragen wir einen französischen UMP-Abgeordneten über die Gefängnisse als Brutstätten des Radikalismus. Weitere Schwerpunkte: die Verketzerung der Pegida-



Selbstkritische Diskussion: Koran-Kenner Özbe.

Demonstranten («Ich bin nicht Charlie»), Islamismus in der Schweiz und die Frage nach der Sicherheit im Gespräch mit dem ehemaligen Schweizer Nachrichtendienstchef Peter Regli. **Ab Seite 22**

Neue Nachrichten aus Absurdistan. Ein straf-fälliger, illegal anwesender Ägypter spielt im Kanton Graubünden seit Jahren Katz und Maus mit den Behörden. Obwohl er offiziell gar nicht hier ist, führt er aus dem Untergrund mehrere Prozesse, auch gegen den Staat. Und derselbe Staat bezahlt ihm einen Anwalt, übernimmt die Gerichtskosten, stellt ihm einen Übersetzer zur Verfügung. Wie ist das überhaupt möglich? *Weltwoche*-Vize Philipp Gut hat den unglaublichen Justizfall recherchiert. **Seite 14**

Churchill, Montgomery, Eisenhower & Co – legendär sind die Namen, die Hitler-Deutsch-

land in die Knie gezwungen haben. Doch der Zweite Weltkrieg wurde nicht nur auf den Schlachtfeldern entschieden, sondern auch in der Idylle von Bletchley Park, 70 Kilometer nördlich von London. Unter höchster Geheimhaltung knackte hier der Mathematiker Alan Turing den geheimen Nachrichtencode der Nazis und rettete so Hunderttausende Menschenleben. Wegen «Unzucht» mit



Tragischer Held: Jahrhundert-Genie Turing.

einem Mann wurde der homosexuelle Turing nach dem Krieg zu einer Hormontherapie gezwungen und nahm sich 41-jährig das Leben. Das Schicksal des brillanten Computerpioniers blieb jahrzehntelang unter Verschluss. Nächste Woche kommt Hollywoods Hommage an den tragischen Helden «The Imitation Game» in die Kinos. Redaktor Urs Gehrig hat Wirkungsstätten und Weggefährten des Jahrhundertgenies besucht und zeichnet die tragische Vita von Churchills Codeknacker nach. **Seite 48**

SP-Bundesrat Alain Berset hatte seinerzeit zuerst einen Gegenvorschlag zur Einheitskasseninitiative vorgelegt und sich damit formell gegen das linke Lager gestellt. Das Paket zielt inhaltlich aber auf eine Schwächung des Wettbewerbs im heutigen Krankenkassensystem. Bürgerlicher Widerstand zwang Berset dann zum Verzicht auf diesen Gegenvorschlag, einzelne Teile wie die Trennung von Grund- und Zusatzversicherung bei den Krankenkassen verfolgt er jedoch weiter. Auch in tagespolitischen Fragen etwa zu Prämien oder Prävention zeigt sich, wie geschickt Berset die Gelegenheiten zur Stärkung des Staatseinflusses nutzt. **Seite 12**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Alex Reichmuth, Markus Schär,
Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Danke für Ihre Spende.



Mit Ihrer Spende haben Sie nachhaltig geholfen und dazu beigetragen, dass 2'400'000 Franken an Bedürftige in der Schweiz gehen. Herzlichen Dank, dass Sie sich für diese Menschen eingesetzt haben.

Eine Aktion der Migros für:

CARITAS

Schweiz
Suisse
Svizra
Svizra

HEKS



winterhilfe

MIGROS

Ein **M** besser.

Sicherheit

Staaten müssen im Ernstfall ihre Krallen zeigen. Es gibt keine Freiheit ohne Sicherheit.

Von Roger Köppel

Die wichtigste Erkenntnis nach dem Attentat schwerstbewaffneter islamistischer Terroristen auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* lautet: Es gibt keine Freiheit ohne Sicherheit. Der Staat muss seine Bürger schützen. Zieht sich der Staat aus der Sicherheit zurück, dringen andere Mächte vor.

Natürlich haben die Anschläge mit dem Islam zu tun. Die Muslime machen es sich zu leicht, wenn sie sich genervt und halb beleidigt von den «Radikalen» distanzieren. Distanzieren allein genügt nicht. Sie müssen aktiv dafür sorgen, dass das Geschwür des Islamismus aus ihren Reihen bekämpft und beseitigt wird. Solange sie das nicht tun, sind sie mitschuldig an den Untaten, die im Namen ihrer Religion verübt werden. Verantwortung heisst das Wort.

Niemand beschwört einen religiösen Bürgerkrieg herauf. Aber es muss auch erlaubt sein, die wunden Punkte zu benennen, die theologischen Bedenklichkeiten ohne falsche Rücksichtnahme in den Blick zu nehmen. Wer den Koran kritisch durchleuchtet, will die Muslime weder abschaffen noch beleidigen. Er nimmt die Muslime in die Pflicht, an der Gestaltung ihrer religiösen Botschaft friedensfördernd mitzuwirken: Verantwortung und Reformation.

Der frühere Geheimdienstchef Peter Regli sagt es richtig: Die Bekämpfung des militanten Islam kann nur gelingen, wenn die europäischen, und das heisst auch: die schweizerischen Muslime mithelfen. Die Schweiz hat es bisher mit ihrer Einwanderungspolitik geschafft, Missstände wie die in Frankreich oder Deutschland zu verhindern. Gleichwohl ist das Misstrauen in der Bevölkerung gross. Man muss ehrlich genug sein und gerade bei schwierig zu integrierenden Kulturen eine massvolle Zuwanderung anpeilen. Das ist nicht fremdenfeindlich, sondern verantwortungsvoll.

Es bringt nicht viel, wenn sich Politiker an grossen Friedensmärschen in die erste Reihe drängen. «Je suis Charlie» ist der kostenlose Schlachtruf von Wohlmeinenden, die sich moralisch vorteilhaft gegen angebliche «Islamfeinde» und «Islamhasser» in Stellung bringen wollen. Die Verkettung der volkstümlichen Islamkritiker, die in Deutschland unter dem Namen «Pegida» die Eliten verunsichern, ist zu einer bizarren Beschäftigung von Meinungsmachern, Politikern und Journalisten geworden. Anstatt die Sorgen der Leute ernst zu nehmen, wird schon wieder hochnäsiger Vorrat



Verantwortung heisst das Wort.

diffamiert. Dass das Thema Islam in der Schweiz früher und insgesamt unverkrampfter diskutiert wurde, hat vor allem mit der direkten Demokratie zu tun.

Friedenskundgebungen beeindruckten Terroristen nicht. Spirituelle Debatten über die Werte des Westens werden die Gewalttäter kaum entmutigen. Die kriegerischen Terrorattacken in unserer Nähe führen immerhin vor Augen, dass der Staat seine entscheidende Kernaufgabe nicht im Umverteilen von Geld, sondern in der Sicherung der Rechtsordnung und auch in der präventiven Abschreckung potenzieller Täter hat. Nicht die Bürger müssen sich durch Vorsicht und Zurückhaltung selber



schützen. «Satire ist kein Freipass» ist ein unbedachter Twitter-Spruch. Sondern der Staat hat dafür zu sorgen, dass die legale Inanspruchnahme verfassungsmässiger Freiheitsrechte nicht zum lebensgefährlichen Risiko verkommt. Es gibt keine Freiheit ohne Sicherheit. Man muss dem Staat die nötigen Instrumente geben. Auch diese Einsicht kehrt zurück.

Die Schweiz ist kein Polizeistaat. Im Gegenteil. Weit davon entfernt. Wir leben seit Jahrzehnten im Frieden und im Überfluss. Ganz Europa hat sich seit dem Ende des letzten Weltkriegs unter dem Schutzschirm der Amerikaner dem Ausbau seiner sozialen Einrichtungen gewidmet. Heute stellen wir fest, dass die Sozialstaaten nicht nur die Abwehrbereitschaft schwächen und gewaltige finanzielle Lasten bedeuten, sondern auch Hürden für die Integration von Ausländern errichten. Wer arbeitet und seinen Lebensunterhalt verdienen muss, passt sich an oder zieht weiter. Die Marktwirtschaft hat eine enorme integrierende und zivilisierende Wirkung. Umgekehrt erlaubt der Sozialstaat die fremdfinanzierte Pflege des eigenen Lebensstils ausserhalb der Gesellschaft. Wenn Europa die Zuwanderung auf dem aktuellen hohen Niveau halten will, muss es amerikanischer und damit härter und kälter werden. Grosse Zuwanderung und grosser Sozialstaat schliessen sich aus.

Heroische Gelassenheit ist gefragt. Totale Sicherheit bleibt eine Illusion. Aber die Sicherheit muss auf der Prioritätenliste wieder nach oben wandern. Ob sich Terroristen trauen, mit Raketenwerfern auf den Strassen einer Hauptstadt herumzulaufen, hängt davon ab, wie stark und glaubwürdig der Staat sein Gewaltmonopol im Alltag durchsetzt. Dass auch in der Schweiz Nachholbedarf besteht, ist keine Frage.

Die Ikone des letzten Jahrs war der ehemalige Geheimdienstmann Edward Snowden, der nach der Enthüllung von Staatsgeheimnissen als Held der Transparenz nach Moskau flüchtete. Der absonderliche Kult um den Verräter offenbart die verschobene Optik von weiten Teilen der Öffentlichkeit. Möglicherweise ging dem einen oder andern in der Zwischenzeit ein Licht auf. Ein Staat, der seine Bürger schützen will, braucht wirksame Nachrichtendienste, Polizei und Militär.

Vielleicht relativiert sich im Rückblick auch die selbstgerechte Empörung über den verfeimten US-Präsidenten Bush. Man machte sich in Europa immer etwas falsche Vorstellungen, was die gewaltigen Terrorattacken in den USA an Gefühlen der Verletzlichkeit auslösten. Die Methoden mochten brachial sein, aber Bush brachte es immerhin fertig, dass zu seiner Amtszeit keine weiteren Attacken folgten und das Vertrauen in die Schutzfunktion des Staats zurückkehrte. Nach Paris rücken wir den USA wieder ein Stückchen näher. Staaten müssen im Ernstfall ihre Krallen zeigen. Alles andere ist eine Einladung an die Terroristen.



Sieg der Alliierten: Mathe-Genie Turing, Seite 48.



Forschung: Experimente mit Kühen. Seite 44



«Zwei Zivilisationen»: Muslime in Paris. Seite 26



Wie radikal? Islam in der Schweiz. Seite 36

Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar «Nichts mit dem Islam zu tun»](#)
- 9 [Im Auge Wang Jing, Kanal-Erbauer.](#)
- 10 [Verkehr Heiliger Krieg](#)
- 10 [Politik Wer ist liberal?](#)
- 11 [Personenkontrolle Steinmann, Ladner, Longchamp, Sarkozy, Sommaruga etc.](#)
- 11 [Nachruf Sepp Renggli](#)
- 12 [Schweiz Bersets Weg in die Planwirtschaft](#)
- 14 [Justiz Illegal auf Staatskosten](#)
- 16 [Wirtschaft Moralisierung nach hinten](#)
- 17 [Ausland Terrorismuskrieg à la française](#)
- 18 [Mörgeli Hinsitzen statt Zeichen setzen](#)
- 18 [Bodenmann NZZ am Sonntag fordert Staatsfonds](#)
- 19 [Medien Es droht](#)
- 19 [Gesellschaft 360 Grad Distanz](#)
- 20 [Darf man das?](#)
- 20 [Leserbriefe](#)

Hintergrund

22 Terror und Islam

Es ist an der Zeit, dass die Muslime die Probleme ihrer heiligen Texte aufarbeiten

25 Zum Schweigen bringen

[Die Feigheit mitten unter uns](#)

26 «Oder man wird ausgerottet»

[Interview mit dem französischen Politiker Nicolas Dhuicq](#)

30 «Wir sind nicht Charlie»

[Ich bin es nicht. Ich bin feige. Ich möchte nicht sterben.](#)

32 Das Profil der einsamen Wölfe

[Psychogramm der Attentäter von Paris](#)

33 Unser Versäumnis Die moderate muslimische Mehrheit

34 «Personell unterdotiert»

[Interview mit Ex-Nachrichtendienstchef Peter Regli](#)

36 Die Schweizer Islamisten

[Wie gross ist die Terrorgefahr in der Schweiz?](#)

38 Politik Freiheit in Sicherheit

39 Je suis Roger

[Lob auf Roger Schawinski](#)

40 Wider den Letzten Willen

[Teil 2 der Von-Finck-Saga](#)

43 Bildung Werbung in eigener Sache

44 Die sonderbaren Experimente der ETH

[GPS statt Kuhglocken](#)

46 Gegenrede Ausverkauf sieht anders aus

47 Miliz Bürger in die Ämter!

48 Churchills Codeknacker

[Der stille Triumph von Alan Turing](#)



«Die Schweiz steht noch etwas im Windschatten»: ehemaliger Nachrichtendienstchef Regli.

Interview

34 «Wir stehen in einem Krieg»

Der frühere Nachrichtendienstchef und Sicherheitsexperte Peter Regli analysiert die Attentate von Paris aus Schweizer Sicht

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Anita Ekberg – die Unvollendete

56 Bestseller

56 Religion macht glücklich

«Unterwerfung», der neue Roman von Michel Houellebecq, ist ein anarchistisches Meisterwerk

59 Krimi James Lee Burkes Thriller «Regengötter»

59 Jazz Keith Jarrett, Charlie Haden, Paul Motian

60 Top 10

60 Kino «Unbroken»

61 Fernseh-Kritik «Reporter» beim Zuhälter

62 Namen Kopf im Heringssalat: Russische Feier im «Storchen»

63 Hochzeit Tania Shcheglova und Roman Noven

63 Thiel Im Taxi

64 Wein Fattoria I Veroni: Chianti Rufina 2012

64 Zu Tisch Von Amerika lernen

65 Auto Mercedes S500 4matic Coupé

66 MvH trifft Starkoch Nobuyuki Matsuhisa

Autoren in dieser Ausgabe

Matthias Matussek



Der mehrfach ausgezeichnete deutsche Journalist und *Welt*-Autor hat verschiedene Bestseller geschrieben. Er befasst sich in dieser Ausgabe mit den

Reaktionen auf die Anschläge in Frankreich und sagt: «Wir sind nicht Charlie». Zudem widmet er sich dem neuen Roman Michel Houellebecq. Seite 30 und 56

Daniel Jositsch



Eines der politischen Hauptanliegen des profilierten SP-Nationalrats und Strafrechtsprofessors ist die öffentliche Sicherheit. In dieser

Nummer geht er der Frage nach, welche politischen Konsequenzen der Terror von Paris für die Schweiz hat. Seite 38

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



Gourmet-Spezial im Hotel «Hof Weissbad»

Essen wie Gott im Appenzellerland

Gönnen Sie sich eine kulinarische Zeitreise in den traditionsreichsten Kanton der Schweiz. Das Hotel «Hof Weissbad» verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit maximaler Erholung und seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierten Spitzenküche.

Urchige Bräuche, lüpfige Musik, kunstvoll verzierte Häuser: In den sanften Hügeln des Appenzellerlands scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Ideale Voraussetzung, um dem Alltagsstress zu entfliehen!

Am Fuss des Säntis erwartet Sie das authentische Hotel «Hof Weissbad» mit erstklassigem Komfort, persönlicher Betreuung und traumhafter Aussicht. Um Ihr kulinarisches Wohl kümmert sich Küchenchefin Käthi Fässler – von «Gault Millau» als Köchin des Jahres 2009/2010 ausgezeichnet. An zwei Abenden wählen Sie ein 4-Gang-Menü aus

17 verschiedenen Gerichten; und ein Mal geniessen Sie ein exklusives Gourmet-Menü, das keine Wünsche offenlässt.

Für Entspannung sorgt der innovative Spa mit eigenem Quellwasser, Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Massagen und original Appenzeller Naturprodukten. Ruhe finden Sie auch im weitläufigen Hotelpark mit Wald, Wiesen, Bach, Kräutergarten, eigener Bergkäserei und Aussenbibliothek. Die Gegend erkunden Sie auf einem Elektro-Velo (Flyer), einem Mountainbike oder mit Schneeschuhen.

Platin-Club-Spezialangebot

Gourmet-Erlebnis im Hotel «Hof Weissbad»

Leistungen:

- Drei Übernachtungen mit Frühstücksbuffet
- Zwei 4-Gang-Abendessen sowie ein 6-Gang-Gourmet-Menü inkl. Aperitif und Wein
- Benützung des Wellnessbereiches
- Appenzeller Ferienkarte

Preis pro Person:

Doppelzimmer Fr. 769.– (statt Fr. 919.–)
Einzelzimmer Fr. 844.– (statt Fr. 994.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch unter 071 798 80 80 oder per Mail an hotel@hofweissbad.ch. Bitte das Stichwort «Platinclub» angeben.

Bedingungen:

Gültig bis 30. April 2015. Vorbehalt Verfügbarkeit.

Veranstalter:

Hotel «Hof Weissbad», Im Park 1, 9057 Weissbad
www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



«Nichts mit dem Islam zu tun»

Von Henryk M. Broder — Solange das Phänomen «islamischer Terrorismus» nicht beim Namen genannt, sondern ausgelagert wird, werden auch die grössten Demonstrationen nichts helfen.



Deutscher Innenminister de Maizière.

Noch am Tag des blutigen Überfalls auf die Redaktion des Pariser Satiremagazins *Charlie Hebdo* warnte der deutsche Vizekanzler und SPD-Vorsitzende, Sigmar Gabriel, davor, einen solchen Gewaltakt «zu missbrauchen», um «alle Muslime zu Gewalttätern oder Islamisten zu erklären». Was in Frankreich passiert sei, so Gabriel, habe «nichts mit dem Islam» zu tun, sondern, «ich würd' sagen, mit Mordlüsternheit und Terrorismus». Sein Parteifreund und Kabinettskollege, Justizminister Heiko Maas, stimmte ihm zu. Wer jetzt «Muslime unter Generalverdacht» stelle, der wolle «nur die Gesellschaft spalten und Hass säen».

Innenminister Thomas de Maizière, CDU, war das noch nicht genug. Er forderte Youtube auf, einen 42 Sekunden langen Videoclip zu löschen, in dem unter anderem zu sehen ist, wie einer der beiden Terroristen einen verletzt am Boden liegenden Polizisten durch einen gezielten Kopfschuss exekutiert. Man könne «viele auf Youtube sehen», so de Maizière, aber «nicht alles, was jetzt irgendwie dort bisher eingestellt ist, sollte dort bleiben».

Haben alle das gleiche Zeug gekiff?

Seine Forderung zeugte nicht nur von dem Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen, sondern auch von einer katastrophalen Unkenntnis der Materie.

Letzten Sonntag, bei «Günther Jauch», räumte de Maizière ein: «Der Terrorismus ist ein Riesenproblem.» Alle wussten, dass er weder die IRA noch die baskische ETA gemeint hatte, der Minister vermied es nur, das Wort «islamisch» in den Mund zu nehmen. Bei einer Kundgebung vor der Frauenkirche in Dresden, zu der die sächsische Landesregierung eingeladen hatte, sagte Sachsens Ministerpräsident, Stanislaw Tillich, CDU, es sei «Verleumdung, wenn für diese Tat vereinzelter Terroristen alle Muslime in Europa als Demokratiefeinde verunglimpft werden, das lassen wir nicht zu!».

Der Grünen-Politiker und ehemalige EU-Abgeordnete Daniel Cohn-Bendit warnte in einem Radiointerview davor, «den Islamischen Staat mit der Religion des Islam gleichzusetzen», derweil Justizminister Maas demonstrativ eine Berliner Moschee besuchte, um ein Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit zu setzen. An die Organisatoren der für letzten Montag in Dresden geplanten Pegida-Demo richtete er die Forderung, daheimzubleiben: «Hätten die Organisatoren einen Rest von Anstand, würden sie diese Demonstrationen einfach absagen. Die Opfer haben es nicht verdient, von solchen Hetzern missbraucht zu werden.» Denn der Einzige, der sie missbrauchen durfte, war der amtierende Justizminister.

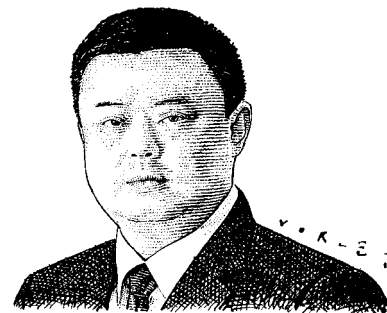
Wäre in den vergangenen Tagen ein Alien in Deutschland gelandet, er hätte meinen müssen, ein christliches, jüdisches oder veganes Terrorkommando habe ein Massaker an Muslimen angestellt, die nun vor weiteren Gewalttaten geschützt werden müssten.

Die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Margot Kässmann, brachte diese Stimmung in einem Beitrag für die *Bild*-Zeitung auf den Punkt. Ein Berliner Taxifahrer, schrieb sie, habe sie gefragt: «Was sagen Sie zu dem Anschlag gestern in Paris?» Daraufhin habe sie ihm geantwortet: «Mir tun die Menschen so leid. Und ich finde schlimm, dass jetzt wieder alle Muslime dafür verantwortlich gemacht werden.»

Es war, als hätten alle das gleiche Zeug gekiff. Sigmar Gabriel und Thomas de Maizière, Heiko Maas und Stanislaw Tillich, Margot Kässmann und die Redaktion der «Tagesschau», die sich zu dieser Meldung hinreissen liess: «Bei der Geiselnahme im Südosten von Paris starben gestern vier Geiseln – wohl alle durch die Schüsse des später getöteten Geiselnahmens.» So ist es eben, die einen sterben friedlich im Bett, die an-

» Fortsetzung auf Seite 10

Kolumbus ist Chinese



Wang Jing, Kanal-Erbauer.

Ich bin 1972 in Peking geboren. Und die ganze Zeit habe ich ein geordnetes Leben geführt.» Bekannt ist ferner, dass der ganz Gewöhnliche ursprünglich traditionelle chinesische Medizin studierte, aber nicht abgeschlossen hat. Der «Hurun Report», die Rangliste der reichsten Chinesen, führt ihn auf Platz 112 mit einem Vermögen von 2,2 Milliarden Dollar, Schwerpunkt ist seine Mehrheitsbeteiligung am rapid wachsenden Telekommunikationsunternehmen Xinwei Telecom. Dieser geheimnisvolle Wang Jing, Alter 42, ist eine Art Nachfahre der Entdecker und Eroberer Vasco da Gama – der einst die Nudeln aus China nach Europa brachte – Amerigo Vespucci und Christoph Kolumbus. Wang Jing will die Geografie unseres Planeten umpflügen und in Nicaragua einen neuen Kanal vom Pazifik zum Atlantik von 278 Kilometer Länge ausbaggern, als Konkurrenz zum Panamakanal (82 km) und, als Wettbewerbsvorteil, für grössere Frachter schiffbar. Mit diesem Jahrhundertbauwerk errichtet sich auch Nicaraguas sandinistischer Staatschef Daniel Ortega, 69, längst selber ein schmutziger, machtbesessener Caudillo wie der Vorgänger Somoza, den er 1979 stürzte, ein zyklisches Denkmal. Und China fasst Fuss auf dem lateinamerikanischen Kontinent und könnte inskünftig ein Nadelöhr des Welthandels kontrollieren. Die USA gründeten zum Schutz und zur Kontrolle des 1914 eröffneten Panamakanals den von Kolumbien abgespaltenen Kanalstaat. Das kommunistische China geht kapitalistisch vor. Anfang Januar lud Chinas Staatschef Xi Jinping 33 lateinamerikanische Länder nach Peking und köderte sie mit Investitionsversprechen von 250 Milliarden Dollar und Handelsgeschäften von 500 Milliarden. Allein vierzig Milliarden sollen in Wang Jings Wasserstrasse fließen. China ist vor allem an Rohstoffen und Nahrungsmitteln interessiert, in ähnlichem Umfang auch in Afrika. Der neue Imperialismus kommt ganz ohne Helden, aber nicht ohne Pathos aus. Der ganz gewöhnliche Wang Jing verkündet auf seiner Website: «Wir werden die Welt verändern, diesen Traum verwirklichen und der Welt mehr Freude, Freiheit und Vergnügen bereiten.» Peter Hartmann

deren bei einer Geiselnahme. Deutschlands politische Klasse und die mit ihr verbandelte Kulturrelite verbeugen sich umso tiefer vor der «Religion des Friedens», je mehr Verbrechen in deren Namen begangen werden. Der Islam habe mit dem Islamismus nichts zu tun, behaupten sie in vorsätzlicher Verkenntung von Ursache und Wirkung. Noch witziger wäre es nur gewesen, wenn sie jeden Zusammenhang zwischen Alkohol und Alkoholismus bestritten hätten.

New York, London, Madrid, Bali ...

Al-Qaida, Boko Haram, der Islamische Staat und die Taliban haben mit dem Islam nichts zu tun. Das Regime der Ajatollahs hat mit dem Islam nichts zu tun. Die blutigen Kämpfe zwischen Schiiten und Sunniten haben mit dem Islam nichts zu tun. Wenn in Saudi-Arabien Gotteslästerer ausgepeitscht und Ehebrecherinnen gesteinigt werden, hat das mit dem Islam nichts zu tun. Die Attentäter von 9/11 hatten mit dem Islam nichts zu tun. Auch das, was

Wie wenn man den Zusammenhang zwischen Alkohol und Alkoholismus bestreiten würde.

in London, Madrid, Mumbai, Bali, Boston, Sydney, Brüssel und Toulouse geschah, hatte mit dem Islam nichts zu tun. Das Schulmassaker von Peschawar hatte mit dem Islam nichts zu tun. Denn Islam meint «Frieden», und Dschihad, so hören wir immer wieder, bedeute nicht «Heiliger Krieg», sondern «innere Anstrengung», wozu auch immer. In jeder Religion gibt es Fanatiker, aber in keiner anderen wird dermassen hartnäckig darauf bestanden, dass sie nichts mit der Religion zu tun haben, auf die sie sich berufen.

Die Unterscheidung zwischen dem guten Islam und dem bösen Islamismus ist, nüchtern betrachtet, so absurd wie die zwischen dem wahren und dem real existierenden Sozialismus. Inzwischen wird sogar noch weiter differenziert. Es gibt «moderate», «radikale» und «fanatische» Islamisten. Allein diese Nuancierung zeigt, dass der Islamismus nicht das Gegenteil vom Islam ist, sondern eine seiner Spielarten. Und solange das Phänomen «islamischer Terrorismus» nicht beim Namen genannt, sondern ausgelagert wird, werden auch die grössten Demonstrationen nichts helfen.

Also dann, bis zum nächsten Anschlag.

Mehr zum Thema: Seite 22

Verkehr

Heiliger Krieg

Von Alex Baur — Im Namen der grünen Lehre werden am Gotthard Menschenleben geopfert.

Am letzten Montag ist es wieder einmal passiert: Im Gotthardtunnel schert ein Camion unvermittelt aus und crasht gegen ein entgegenkommendes Auto. Es ist der Horror jedes Lenkers. Fünf Menschen werden verletzt, drei Stunden lang ist die Verbindung durch die Alpen gekappt. Für die Tessiner Medien war es der Aufmacher des Tages. 21 Menschen sind seit 2001 bei Frontalkollisionen im Gotthard gestorben, rechnete der *Corriere del Ticino* vor, 109 wurden verletzt, bei 127 Zusammenstössen blieb es beim Sachschaden.

Kaum eine Kurzmeldung wert

Den meisten Deutschschweizer Medien war der Horrorcrash im Gotthard nicht einmal eine Kurzmeldung wert. Umso ausführlicher wurde nördlich der Alpen die Frage diskutiert, ob das Referendum gegen den Bau einer zweiten Röhre am Gotthard den Grünen bei den nächsten Wahlen nützen und Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) allenfalls in die Bredouille bringen könnte. Die Gegner der



21 Tote seit 2001: Crash im Gotthard am 11.1.2015.

Vorlage fabulierten unwidersprochen von einer Verdoppelung des Lastwagenverkehrs am Gotthard.

Dabei steht es schwarz auf weiss im Gesetz: Die zweite Röhre wird nur gebaut, damit das Tessin während der mehrjährigen Renovation des alten Tunnels nicht vom Norden abgeschnitten wird; danach dürfen die Tunnels nur einspurig befahren werden, damit es Horrorcrashes wie jenen vom letzten Montag nicht mehr gibt. Doch für die grünen Fundamentalisten steht die reine Lehre über jeder Vernunft. In ihrem heiligen Krieg gegen die Autos und Lastwagen nehmen sie Menschenopfer in Kauf, die Rücksichtnahme auf die italienischsprachige Minderheit im Lande ist ihnen egal.

Politik

Wer ist liberal?

Von Markus Schär — Der Gewerbeverband entlarvt die falschen Freunde der KMU.

Die Freisinnigen und die Christdemokraten ärgern sich aus gutem Grund: Sie loben sich selbst als wirtschafts- und besonders gewerbefreundliche Politiker. Im Test des Schweizerischen Gewerbeverbandes (SGV), ob den Worten auch Taten folgen, fallen sie aber durch. Der mächtige Verband, der 300 000 mittlere oder kleine Unternehmen und damit zwei Drittel der Arbeitnehmenden in der Schweiz vertritt, liess Politologen die Abstimmungen der laufenden Legislatur im Bundesparlament auswerten und daraus ein Ranking der KMU-Freundlichkeit erstellen – mit miserablen Ergebnis für FDP und CVP.

Unter den ersten zwanzig im Nationalrat finden sich sechzehn SVPLer, mit dem unauffälligen Waadtländer Agronomen Pierre-François Veillon an der Spitze. Auf dem achten Platz steht der erste Freisinnige, nämlich – wie jeder Beobachter richtig geraten hätte – der Berner Ingenieur Christian Wasserfallen. Der erste Vertreter der CVP, der Appenzeller Anwalt Daniel Fässler, den seine Partei als «Mister KMU» feiert, findet sich auf Platz 59, der erste Bannerträger der BDP, der Berner Geometer Hans Grunder, folgt gleich dahinter auf Platz 61. Nur noch knapp in die erste Hälfte schaffen es freisinnige Wirtschaftsleute wie Jacques Bourgeois (81), Kurt Fluri (90) oder Christa Markwalder (97), gar nicht der CVP-Präsident Christophe Darbellay und der Schwyzer Bierbrauer Alois Gmür, der als CVP-Vertreter in der nationalen Gewerbekammer sitzt.

Eine Peinlichkeit sondergleichen; die *Sonntagszeitung* liess deshalb die Spitzen von FDP und CVP sich über das missliebige Resultat empören und das stichhaltige Ranking anzweifeln. FDP-Präsident Philipp Müller (Rang 63) schimpfte, die Auswertung von 215 Abstimmungen zu 169 Themen – von der «Abzocker»-Initiative über Bahnreform und Raumplanung bis zur Zukunft des Finanzplatzes – gebe nicht die «für die KMU tatsächlich bedeutenden und folgeschweren Geschäfte» wieder. Ein Parteikollege, SGV-Direktor Hans-Ulrich Bigler, klärte ihn auf: Die Geschäfte seien gemäss den strategischen Zielen des Verbandes gewichtet.

Die SVPLer hätten nur so gut abgeschnitten, unkte die *Sonntagszeitung*, «weil die meisten von ihnen brav so abstimmen, wie es der Gewerbeverband will». Was für eine Erkenntnis! Der SGV ist der derzeit wohl wirtschaftsliberalste Verband des Landes. Die SVP ist eine wirtschaftsliberale Partei. FDP und CVP sind es nicht.

Personenkontrolle

Steinmann, Ladner, Longchamp, Sarkozy, Keita, Hollande, Netanjahu, Abbas, Sommaruga, Renzi, Poroschenko, Meckel

«Beinahe alle Parteien haben Energiepolitik zu einem der Hauptthemen des Wahlkampfes gemacht», sagt **Walter Steinmann** im Interview mit dem Newsletter *Energieia*. Der Direktor des Bundesamtes für Energie liest seine eigene Propaganda nicht: Zwei Seiten weiter sagen die Politologen **Andreas Ladner** und **Claude Longchamp**, das Thema spiele in den Wahlkampagnen wohl keine Rolle, da zu komplex. «Ich stehe hinter dem politischen Entscheid des Bundesrates», sagt der Chefbeamte – als ob er nach der Regierung noch etwas zu sagen hätte – zur Frage nach dem Atomausstieg. Und zum Thema, mit dem sich jetzt das Parlament auseinandersetzt, meint er: «2015 wollen wir bei der Energiestrategie 2050 vorankommen.» Kurz: Hier nimmt sich ein Mann zu wichtig. Immerhin nennt der Chefbeamte als Neujahrsvorsatz: «Ich nehme mir vor, meine aufgestauten Ferienguthaben der Vorjahre abzubauen.» Die Schweiz läuft auch ohne **Walter Steinmann**. (sär)

Die globale Elite hat für sich einen neuen Sport entdeckt: das Gedenkmarschvordrängeln. Verschiedene Ministerpräsidenten und Staatschefs waren vergangenen Sonntag in Paris in Ausübung dieser Tätigkeit zu beobachten, darunter der französische Ex-Präsident **Nicolas Sarkozy**, **Malis Ibrahim Boubacar Keita**, der vom Franzosen **François Hollande** wieder ins zweite



Ferienguthaben: Walter Steinmann.

Glied zurückgedrängt werden musste, oder die nahöstlichen Nachbarn **Benjamin Netanjahu** und **Machmud Abbas**. Stille Trauer und Solidarität? Mag sein. Wichtiger war vielen Politikern aber doch, dass sie vor dem TV-Millionenpublikum einen prominenten Auftritt hatten. Wie die Bilder des Fernsehsenders Al-Dschasira belegen, hat auch die Schweiz eine resolute und erfolgreiche Dränglerin nach Paris entsandt: Wie sich die gertenschlanke Justiz-



Respekt: Wie sich Bundesrätin Sommaruga ...



... an Premier Renzi und ...

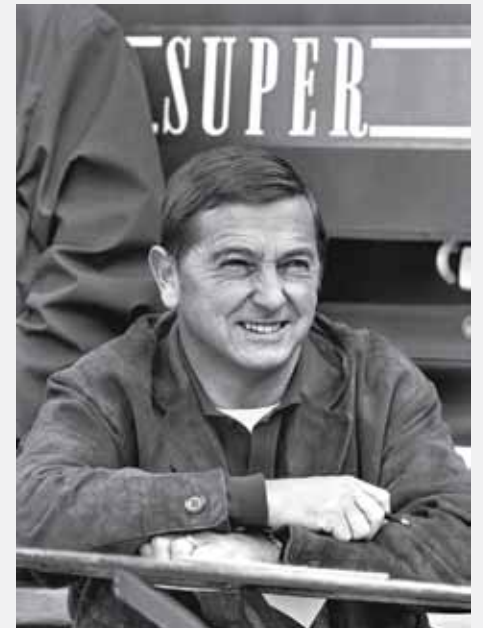


... Präsident Poroschenko vorbei schlängelte.

ministerin **Simonetta Sommaruga** am bodyguardähnlichen Italiener **Matteo Renzi** sowie am ukrainischen Kriegshelden **Petro Poroschenko** vorbei in die Pole-Position schlängelte, verdient grössten Sportsrespekt. (gut)

Der Verband Deutscher Zeitungsverleger stellte nach der Terrorattacke in Paris die «Lügenpresse»-Rufe der Pegida-Demonstranten auf eine Ebene mit dem Attentat und sinnierte: «Die Medien und gerade auch die Zeitungen tragen durch Kommentare und Hintergrundberichte zur Reflexion über unsere zivilen Standards bei.» Diese müsste immer wieder verteidigt werden, was einerseits der Anschlag auf *Charlie Hebdo*, andererseits auch «das dumpfe Verunglimpfen der «Lügenpresse» durch die Pegida-Anhänger» zeige. Da sind die Massstäbe gehörig durcheinandergelassen. Gleichwohl unterstützte die ehemalige HSG-Professorin und heutige Chefredaktorin der *Wirtschaftswoche*, **Miriam Meckel**, die Verleger auf Twitter. Kurz darauf war dann in Meckels eigenem Blatt die befreiende Erkenntnis zu lesen, der Verlegerverband habe «den Vogel abgeschossen» und instrumentalisiere die Attentate für «mediales Selbstlob». (fsc)

Nachruf



Meinungsmacher: Radiolegende Renggli.

Josef Renggli (1924–2015) — Josef «Sepp» Renggli war die Sportstimme des Rundfunks in einer Zeit, als das Fernsehen noch in den Kinderschuhen steckte und das (einzige) Radio das beliebteste Medium war. Wohl jedem Deutschschweizer war in den sechziger und siebziger Jahren der Name Josef Renggli ein Begriff. Er berichtete von den Grosstaten sämtlicher Schweizer Sportstars mit einem besonderen Faible für die Radchampions. Er blieb als Sportchef des Radios auch zeitlebens Leiter eines Informationsressorts; im Gegensatz zum Fernsehen hatte der Sport beim Radio nie eine eigene Abteilung. Zusammen mit den Chefs der Sportinformation, des Fachblatts *Sport* und der Sportredaktion der *NZZ* gehörte er zu den Meinungsmachern seiner Sparte. Auf vielen Gebieten leistete Sepp Renggli Pionierarbeit. Er war einer der Ersten, der nicht nur trocken informierte, sondern auch unterhielt. Der Humor und die Schlusspointe waren seine Markenzeichen. Sein «Café Endspurt» war so etwas wie die erste Satiresendung, der «Grand Prix Brunnenhof» ein Talentwettbewerb Jahrzehnte vor allen Castingshows. Sein Ressort umfasste nicht nur den Sport, sondern auch die Touristik, und unter diesem Dach gedieh «Autoradio Schweiz» – täglich von 07.30 bis 08.30 Uhr – als erstes Begleitprogramm zum Publikumshit! Nach Erreichen des Pensionsalters verfasste Renggli einige weitere Bücher; 28 wurden es insgesamt. So hinterlässt der begnadete Mann des Wortes als Star des flüchtigen Mediums Radio doch auch einiges an Handfestem. Sepp Renggli verstarb neunzigjährig nach kurzem Spitalaufenthalt. *Bernard Thurnheer*

Alain Bersets Weg in die Planwirtschaft

Im Gesundheitswesen kümmern sich die Behörden immer mehr um Aufgaben, die eigentlich die Krankenkassen bewältigen sollten. Bundesrat Berset nutzt seine Chancen, in der Gesundheits- und Altersvorsorge staatliche Steuerungsansprüche zu verwirklichen. *Von Beat Gygi*

Vergangene Woche gab es Medienmeldungen, laut denen das Departement des Innern (EDI) und das zu ihm gehörende Bundesamt für Gesundheit (BAG) die Absicht hätten, bei den Krankenkassenprämien die Wahlmöglichkeiten bezüglich Franchisen einzuschränken. Dies führte zu einigen nervösen Reaktionen in der Öffentlichkeit, was beim Thema Krankenkassenprämien nicht erstaunlich ist, vor allem, weil sich für einige Versicherte Mehrbelastungen abzeichnen. Das Vorhaben des BAG dürfte gerade jene treffen, die in der Regel besonders sorgfältig rechnen.

Heute ist es so, dass jene Prämienzahler belohnt werden, die im Krankheitsfall einen grösseren Betrag an Arzt- oder Spitalkosten selber zu zahlen bereit sind, so dass die Krankenkasse nur den darüber hinausgehenden Betrag tragen muss. Wer beispielsweise die ersten 2500 Franken Kosten pro Jahr selber übernimmt, erhält dafür bei der Prämie je nachdem eine Reduktion von etwa 1400 Franken. Krankenkassen können so also praktisch Anreize zum sparsameren Konsum von Gesundheitsleistungen einbauen. Für Erwachsene betragen die möglichen Wahlfranchisen 500, 1000, 1500, 2000 und 2500 Franken pro Jahr. Die Kassen müssen allerdings nicht alle Varianten anbieten.

Weniger Wahlmöglichkeiten

Überschlagsrechnungen des BAG gehen nun dahin, dass sich die Prämieinnahmen der Kassen um 800 bis 900 Millionen Franken verbessern liessen, wenn die Franchisen von 2500 Franken gestrichen und diese Versicherten in andere Arrangements gedrängt würden. Allerdings stehen diese Berechnungen auf wackliger Grundlage. Die Bundesexperten sind wohl einfach der Ansicht, das System brauche mehr Einnahmen und die Versicherten mit den hohen Franchisen und Prämiennachlässen sollten deshalb zu mehr «solidarischer» Finanzierung gezwungen werden. Dies sind immerhin primär Kassenkunden, die relativ selten zum Arzt gehen und das Gesundheitswesen weniger stark belasten als andere Gruppen.

Im BAG beteuert man zwar, die Überlegungen seien noch in einem frühen Stadium, noch sei nichts entschieden, aber dieses Vorgehen liegt etwa auf der üblichen Linie des Departements, das Änderungen von Gesetzen oder Verordnungen jeweils mit ziemlich informellen Sondierungen beginnt, um die Reaktionen zu testen. Jedenfalls ist klar, dass die Modifi-

kationen auf eine Reduktion der Wahlmöglichkeiten abzielen. Der Vorschlag deckt sich inhaltlich mit bestimmten Punkten der vom EDI 2013 publizierte Broschüre «Gesundheit 2020: Die gesundheitspolitischen Prioritäten des Bundes». Diese Zusammenfassung ist zwar weniger ein Konzept als eher ein Sammelsurium von längerfristigen Plänen des Bundes, aber sie veranschaulicht den Pfad, den Berset im Auge hat. In mancher Hinsicht ist es ein Weg in die Planwirtschaft.

So wird etwa festgehalten, man wolle im Gesundheitswesen «Finanzierungsgerechtigkeit und Zugang stärken», deshalb müsse «die bestehende Solidarität in der Krankenversicherung zwischen gesunden und kranken Menschen (via Kopfprämien) sowie zwischen Wohlhabenden und Armen gestärkt und wei-

Das BAG will den Bürgern immer wieder einen Schubs in die «richtige Richtung» geben.

terentwickelt» werden. Weiterentwickeln bedeutet also etwa Einengen der Wahlfreiheit.

Einflussnahme auf die Wahlmöglichkeiten der Menschen prägt auch in anderer Hinsicht die Arbeit von Bersets Departement. So haben etwa die Grossverteiler Migros und Coop mit dem Bundesamt für Gesundheit vereinbart, dass ihre Bäckereien weniger Salz ins Brot geben als früher. Die Fachleute des Bundesamts haben aufgrund mehr oder weniger wissenschaftlicher Anhaltspunkte ihre Vorstellungen vom «richtigen» Salzkonsum und su-

chen diese im Falle des Brots zunächst mit den «Hebeln» der Grossverteiler in die Tat umzusetzen. Von diesen Bemühungen um kollektive Prävention merken die Konsumenten vorläufig nicht viel, höchstens, dass das Brot ein wenig fad ist.

Auf ähnliche Weise hat das Bundesamt ein umfassendes Programm erstellt und Verwaltungsstellen aufgebaut, um den Bürgern immer wieder einen Schubs in die «richtige Richtung» zu geben. So wurde eine Reihe von Projekten lanciert, die sich mit Übergewicht, Essstörungen, betrieblicher Gesundheit oder Alltagsbewegung befassen. Mit Blick auf Alkohol, Tabak und Drogen gibt die «Nationale Strategie Sucht» und das Suchtmonitoring viel zu tun. Und mit Blick auf Einwirkungen aus der Umwelt sollen Menschen nicht nur vor Chemikalien geschützt werden, sondern auch vor Strahlung, Radioaktivität und Schall. All diese Aufgaben hat das BAG an sich gezogen, obwohl ein einschlägiges Präventionsgesetz 2012 im Parlament gescheitert ist.

Das Kerngeschäft des BAG bleibt jedoch die Krankenversicherung, und das ist ein Wachstumsgeschäft. Im Gesundheitssektor werden pro Jahr Ausgaben von etwa sieben Milliarden Franken umgesetzt – rund vierzig Prozent davon im obligatorischen Teil –, und das Ganze stellt eine riesige Arena für all diejenigen dar, die beim Umverteilen von Geld und Vorteilen im Rahmen der Sozialpolitik mitmachen wollen.

Gefahr der Übernutzung

Vor diesem Hintergrund ist die Einengung der Wahlmöglichkeiten bei Franchisen viel brisanter, als es im Einzelfall scheint. Damit schränkt der Bund den Spielraum der Krankenkassen nämlich noch stärker ein als bisher. Der Staat drängt den Markt weiter zurück.

Die Krankenversicherer sind im schweizerischen Gesundheitswesen ein wichtiger Bestandteil, sozusagen die eine Ecke in der Dreiecksbeziehung Patient–Arzt–Versicherer. Den Kassen kommt eine wichtige Rolle zu, wenn Kosten, Qualität und Kundenzufriedenheit ein möglichst gutes Verhältnis erreichen sollen. Natürlich ist beim Umgang mit Krankheit oder Gesundheit die wichtigste Beziehung die zwischen Arzt und Patient (oder Spitalern und Patienten). Da beruht vieles auf Vertrauen und weniger auf Kostenüberlegungen. Aber wenn man diese beiden Partner alles allein machen lässt, haben





Hoheitliches Lenkungssystem: Gesundheitsminister Berset.

diese grosse Anreize, das Versicherungssystem zu übernutzen. Die Ärzte maximieren gerne ihr Angebot, die Patienten gerne ihre Nachfrage, wenn niemand Grenzen setzt. Die Krankenversicherer haben im Schweizer System deshalb die Aufgabe, das Ganze als Vermittler zu begleiten und wenigstens teilweise zu überwachen. Die Kassen sitzen als eine Art Makler, die bei Ärzten und Spitälern Leis-

tungen einkaufen und für ihre Kunden ein möglichst gut verkäufliches Sortiment bereitstellen, genau an der Stelle, an der das Abwägen von Kosten und Nutzen, das Kalkulieren des vertretbaren Aufwandes, das Suchen nach effizienter Arbeitsweise wichtig ist. Wenn man im Gesundheitswesen die Kräfte von Markt, Wettbewerb und Konsumentensouveränität zum Zug kommen las-

sen will, dann muss man handlungs- und leistungsfähige Krankenkassen etablieren.

Wer aber lieber eine zentrale Steuerung, ein hoheitliches Lenkungssystem einsetzen möchte, muss den Spielraum der Versicherer einengen. Das tut Berset in vielerlei Hinsicht. Immer wieder ist in «Gesundheit 2020» von der Notwendigkeit neuer Steuerungsmöglichkeiten die Rede. Natürlich können Lenkungsbefürworter argumentieren, die Krankenkassen hätten ja ihre Aufgabe bisher gar nicht erfüllt, sondern immer nur als Zahlstellen Dienst nach Vorschrift ausgeübt und sich daneben auf die Jagd nach lukrativen Kunden konzentriert, statt den Kranken wirklich zur besten Behandlung zu verhelfen. Bei diesem

Die Kassen hatten gar nie genug Freiheit, ihre Aufgabe als Vermittler zu übernehmen.

Argument wird aber übersehen, dass die Kassen gar nie genug Freiheit hatten, um die anspruchsvolle Aufgabe des sorgfältigen Maklers zu übernehmen.

Deren Bewegungsfreiheit bei der Prämiengestaltung – die nun offenbar noch stärker verpolitisiert ist als früher – ist in der Grundversicherung mit Einheitsprämie und Bewilligung durchs BAG so eng, dass bei Versicherten Zurückhaltung im Konsum von Gesundheitsleistungen höchstens ansatzweise honoriert werden kann. Und beim «Einkaufen» der Leistungen von Ärzten und Spitälern haben die Kassen nicht einmal die freie Wahl, mit wem sie Verträge abschliessen wollen. Laut den Regeln müssen sie jeden Arzt und jedes Spital als Lieferant akzeptieren und bezahlen.

Mangelnder Wettbewerb

Es ist nicht erstaunlich, dass im Korsett dieses Vertragszwangs wenig geschieht, um die Qualität der Gesundheitsangebote zu kontrollieren, zu verbessern oder zu sanktionieren. Dass es kaum Daten zur Qualität der Arbeit von Spitälern und Ärzten und auch wenig Wettbewerb um gute Leistungen gibt, zählt denn auch zu den wichtigsten Mängeln des Schweizer Gesundheitswesens.

Dies gibt Betserts Departement neue Möglichkeiten zum Ausbau der Rolle des Staats. So hat er die Errichtung eines nationalen Zentrums für Qualität im Gesundheitssektor auf den Weg gebracht, das ein Qualitätsprogramm lancieren, einschlägige Indikatoren erarbeiten und der Vermeidung von unnötigen Behandlungen und Eingriffen sowie von Fehl- und Überversorgung der Bevölkerung dienen soll. Es ist nicht zu erwarten, dass die Versicherer irgendwann Spielraum genug erhalten werden, um die ihnen ursprünglich zugedachte Rolle wahrzunehmen. Dafür ist Betserts Departement zu gründlich in seiner Arbeit. ○

Illegal auf Staatskosten

Von Philipp Gut — Ein straffälliger Ägypter, der illegal in der Schweiz lebt, führt aus dem Untergrund mehrere Gerichtsverfahren. Die Kosten übernimmt der Staat, gegen den er teilweise selber prozessiert. Das geht nun schon seit Jahren so. Niemand stoppt den Irrsinn.



Der Ägypter narrt die Schweiz noch immer: Mohamed A. spaziert durch Chur (Bild aus einem Video, das der *Weltwoche* vorliegt).

Der Ägypter Mohamed A., geboren am 23. April 1979, medizinischer Masseur, ist offiziell gar nicht hier. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihm rechtskräftig aberkannt. Dies bestätigte die letzte Instanz, das Lausanner Bundesgericht, mit Urteil vom 5. Juni 2012. Trotzdem kann sich Mohamed A. in der Schweiz frei und unbehelligt bewegen. Bis heute.

Mohamed A., der eigentlich nicht anwesend ist und sich gemäss einer Aktennotiz der Behörden an seinem ehemaligen Wohnort im Kanton Graubünden am 8. Juli 2012 angeblich nach Ägypten abgemeldet hat, führt aus dem Untergrund sogar mehrere Prozesse. In der Schweiz und teilweise auch gegen die Schweiz.

Erstens kämpfte er gegen den Widerruf seiner Aufenthaltsbewilligung. Zweitens geht es um ein zivilrechtliches Scheidungsverfahren. Und drittens um ein Strafverfahren wegen mehrfacher Drohung, Missbrauchs einer Fern-

meldeanlage sowie Ungehorsams gegen amtliche Verfügungen.

Ein halbes Dutzend Gratisanwälte

Das Verfahren bezüglich des rechtswidrigen Aufenthalts ist, wie dargelegt, rechtskräftig abgeschlossen. Dennoch führt Mohamed A. die beiden übrigen Verfahren weiter. Er erhebt, mit Hilfe willfähriger Anwälte – darunter war auch der Zürcher Nationalrat Daniel Vischer (Grüne) –, Einsprache um Einsprache. Mittlerweile beträgt die Zahl der Rechtsvertreter, die den Ägypter in seinem querulatorischen Kampf unterstützt haben, ein halbes Dutzend. Und jeder verdient gutes Geld dabei. Der Stundenansatz für Pflichtverteidiger auf dem Platz Chur beträgt 200 Franken.

Doch Mohamed A. selber bezahlt für diese jahrelangen Anwaltsdienste keinen Rappen. Er nimmt die sogenannte unentgeltliche

Rechtspflege in Anspruch. Er kann also endlos weiterprozessieren, ohne die geringsten persönlichen Kostenfolgen. Dafür aufkommen müssen die Schweizer Steuerzahler. Die verschiedenen Verfahren haben bereits Hunderttausende Franken gekostet. Ein Ende ist nicht in Sicht.

Die *Weltwoche* hat den Fall bereits im letzten Frühling aufgegriffen («Ein Ägypter narrt die Schweiz», Nr. 14/14). Leser reagierten erstaunt. Geändert hat sich freilich nichts, im Gegenteil: Das Spiel geht munter weiter. Spricht man Behördenvertreter auf Mohamed A. und seinen Fall an, winken sie ab. Stellung nehmen will niemand. Die lokale Presse im Imperium von Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument schweigt und will offenbar von ihrer Kontrollfunktion als vierte Macht im Staate Graubünden nichts wissen. So schraubt sich der Fall in immer neue Höhen.

Dabei hat alles in Minne angefangen. Die Bündnerin Petra Caduff (Name geändert) lernte Mohamed A. in Ägypten kennen. Im Juli 2010 zog er zu ihr in die Schweiz. Sie heirateten im Oktober, im November 2010 kam ein Sohn auf die Welt. Doch das Familienglück endete abrupt. Mohamed A., der sympathische Charmer, zeigte plötzlich ein anderes Gesicht. Er weigerte sich zu arbeiten und drohte wiederholt, das gemeinsame Kleinkind nach Ägypten zu entführen. Petra Caduff fühlte sich bedroht und belästigt. Zu Recht, wie die Behörden urteilten. Ein Zusammenleben war unter diesen Umständen nicht mehr möglich. Bereits im November 2010 trennte sich das Paar.

Damit verlor Mohamed A. die Aufenthaltsbewilligung, was er, wie erwähnt, bis vor Bundesgericht anfocht. Immer finanziert durch die Steuerzahler. Der Ausweisung widersetzte er sich, indem er untertauchte und seine Papiere versteckte, die bei der Einreise und der bald darauf folgenden Heirat noch vorhanden gewesen waren. Die Behörden haben sogar Kopien davon. Es nützt nichts.

Das ägyptische Phantom namens Mohamed A. hält aus der Illegalität heraus die halbe Graubündner Kantonsverwaltung auf Trab. In der Ausschaffungshaft täuschte er einen Hungerstreik vor, wurde ins Spital verlegt, beschäftigte Ärzte, Krankenschwestern, Psychologen, Sicherheitspersonal und verursachte so Zusatzkosten von rund 40 000 Franken. Oder das jüngste Beispiel: An der Hauptverhandlung im erwähnten Scheidungsverfahren, die am 4. September 2014 stattfand, nahmen fünf Richter teil, drei Anwälte, zudem ein Übersetzer und eine Gerichtsschreiberin. Insgesamt zehn Personen, die alle etwas kosten, so aussichtslos die ewigen Rekurse auch sein mögen.

Die Ausgaben gehen zu Lasten der Staatskasse. Das Problem dabei sind die falschen Anreize: Mohamed A. kann nichts verlieren. Er kann jahrelang prozessieren, ohne auch nur einen einzigen Rappen aufzuwenden. Im Normalfall ist es anders: Wer einen Prozess verliert, muss nicht nur seinen eigenen Anwalt bezahlen, sondern auch die Gerichtskosten und den Aufwand des Gegenanwalts übernehmen. Für Mohamed A. gilt das faktisch aber nicht. Als Illegaler, der offiziell gar nicht da ist und überdies kein Einkommen ausweist, wird er nie auch nur einen roten Heller der durch ihn verursachten Kosten übernehmen. Dafür werden, einmal mehr, die Steuerzahler aufkommen müssen.

Im SUV zur Gerichtsverhandlung

Der widerspenstige Ägypter, finnenreich beraten durch seine Schweizer Gratisanwälte, tanzt den Behörden nun schon seit Jahren auf der Nase herum. Er hat längst realisiert, dass er sich alles leisten kann. Konsequenzen hat er nicht zu befürchten. Entsprechend dreist und fordernd tritt er auf, eine Aktennotiz beschreibt ihn als «aggressiv» und komplett renitent.

Dabei schrecken Mohamed A. und seine juristischen Berater auch nicht vor offensichtlich sinnlosen Begehren zurück. Ein Beispiel: Obwohl er sowieso keinen Rappen für die laufenden Nachhutgefechte im Scheidungsverfahren bezahlen muss (die Scheidung an sich ist bereits rechtskräftig) und auch nie für den Unterhalt seines Sohnes aufkommen musste, focht Mohamed A. die Aufteilung der Gerichtskosten zwischen den Parteien an. Offensichtlich geht es ihm längst nur noch darum, das Verfahren durch immer neue Tricks in die Länge zu ziehen. Ein juristisches Perpetuum mobile der absurden Art.

Zur erwähnten zivilrechtlichen Gerichtsverhandlung im letzten September liess sich Mohamed A. im schwarzen SUV seines Anwalts chauffieren. Und das Gericht spendierte ihm den bestellten Dolmetscher, von dem er sich – obwohl er seit Jahren in der Schweiz lebt – genüsslich Satz für Satz übersetzen liess.

Auch sonst kann sich der Untergetauchte in der Schweiz offensichtlich frei bewegen. Ein

«Der Strafbefehl vom 8. April 2014 konnte ihm nicht zugestellt werden.»

Videoclip, der der *Weltwoche* vorliegt, zeigt, wie Mohamed A. seelenruhig durch die Stadt Chur spaziert, einen Rollkoffer hinter sich herziehend.

Er spielt Katz und Maus mit der Behörde

Halten wir fest: Der illegal anwesende Ausländer widersetzt sich der Ausweisung. Derselbe Staat, der ihm rechtskräftig den Aufenthaltstitel entzogen hat, finanziert dem illegal anwesenden Ausländer aber endlose Gerichtsprozesse, die der illegal anwesende Ausländer teilweise sogar gegen den Staat selber führt, der ihn bezahlt.

Mohamed A. spielt regelrecht Katz und Maus mit dem Staat. Auch in einem weiteren



Punkt ist der Fall stossend: Während er sich ungeniert auf offener Strasse zeigt, auch schon das Büro des Staatsanwalts stürmte und persönlich zu Gerichtsverhandlungen erscheint, ist er gleichzeitig für dieselben Bündner Behörden unauffindbar. Mehrere Betreibungen waren «nicht zustellbar», wie ein Auszug aus dem Betreibungsregister zeigt.

Auch gegenüber der Staatsanwaltschaft Graubünden löst sich Mohamed A. beliebig in Luft auf, obwohl er zugleich via seine Anwälte Einsprachen gegen die Staatsanwaltschaft erhebt, so etwa gegen einen Strafbefehl vom 8. April 2014. In ihrem Schlussbericht, datiert vom 17. Juli 2014, schreibt die Staatsanwaltschaft diesbezüglich: «Obwohl er aufgrund des gegen ihn hängigen Strafverfahrens und in Kenntnis der Bekanntgabepflicht einer allfälligen Adressänderung der Strafbehörde nie eine andere Adresse mitgeteilt hat, konnte ihm der Strafbefehl vom 8. April 2014 nicht zugestellt werden. Unternommene Nachforschungen bei der Schweizerischen Post ergaben, dass der Adressat ohne Adressangaben weggezogen ist und die aktuelle Adresse nicht gemeldet hat und/oder der Briefkasten nicht mehr angeschrieben ist und/oder die neue Adresse für die Weitergabe an Dritte als gesperrt gilt.» Die Frage bleibt: Wie ist ein solcher Fall überhaupt möglich? Die unentgeltliche Prozessführung ist eingeführt worden, damit auch Mittellose zu ihrem Recht kommen können. Anspruch darauf hat jede Person, die nicht über die erforderlichen Mittel verfügt und deren Begehren nicht aussichtslos erscheint (Art. 117 Zivilprozessordnung, ZPO). Das Gesetz unterscheidet nicht zwischen Schweizern und Ausländern, der Anspruch gilt für alle. An die Situation, dass selbst Illegale exzessiv davon Gebrauch machen, hat der Gesetzgeber offenbar nicht gedacht.

Sowohl die Staatsanwaltschaft Graubünden wie auch der zuständige Präsident des Bezirksgerichts Prättigau/Davos wollten die Frage nicht beantworten, warum der Kanton den renitenten Ägypter weiterhin gewähren lässt. Stoppen könnten die Richter immerhin den Kostenwahnsinn. Die Zivilprozessordnung sieht vor, dass ein bezahltes Verfahren nicht aussichtslos erscheinen darf. Der Entscheid liegt bei den zuständigen Richtern. Fürchten sie sich davor, nein zu sagen? Gegen einen negativen Entscheid könnte Mohamed A. wieder rekurrieren. Zuerst vor dem Kantons-, dann vor dem Bundesgericht.

Die Gefahr besteht, dass solche Fälle künftig zunehmen werden. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) will die Gratisrechtsberatung für Asylbewerber ausbauen. Damit öffnet sie jahrelangen Rekurs- und Wiedererwägungsverfahren Tür und Tor. Auch rechtskräftig abgewiesene und untergetauchte Ausländer könnten davon profitieren. Mohamed A. macht es vor. ○

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Wirtschaft

Moralisierung nach hinten

Von Silvio Borner — Die Diskussion um Gurlitt-Bilder und Verdingkinder sollte nicht dazu führen, dass die Schweiz das Militärstrafrecht oder die Jugendpolitik von vorgestern rückwirkend desavouiert.

Gerechtigkeit scheint den Zeitgeist in den verschiedensten Facetten zu dominieren. Neu ist jetzt aber eine rückwirkende Gerechtigkeit, also eine moralische, ja sogar finanzielle Kompensation vergangenen Unrechts. Aktuelle Beispiele hierfür sind die eben lancierte Initiative zugunsten der Verdingkinder und die Kontroversen um die Bildersammlungen von Cornelius Gurlitt oder der Frick-Stiftung.

Die Diskussion über die Verdingkinder oder die in Not verkauften Bilder (nicht die geraubten) ist eine grundsätzliche. Beginnen wir mit den Bildern. Wenn sich in den dreissiger Jahren ein deutscher Jude aus berechtigter Angst vor den Nazis in die USA abzusetzen versuchte, musste er schnell Vermögenswerte liquidieren. Und so verscherbelte er das Tafelsilber, den Schmuck, Wertschriften und allenfalls auch Liegenschaften. Wäre er besser gefahren, wenn ihm das niemand abgekauft hätte? Ist es unmoralisch, wenn der Käufer in dieser Situation den Preis drückt, zumal nicht klar ist, ob die Nazis nicht auch ihn vernichten? Ist die Galerie Kornfeld eine Wohltäterin oder eine Erpresserin?

Stinkende Vergleiche

Weder noch. Speziell an den Bildern ist im Vergleich zu anderen *firehouse sales* in extremen Notlagen nur, dass die Herkunft über Jahrzehnte nachgewiesen werden kann. Aber selbst Raubkunst oder Landraub müssen mit der Zeit legalisiert werden, vor allem wenn neue Käufer gutgläubig sind. Was können die neuseeländischen Urenkel eines verarmten und ausgewanderten Bergbauern aus dem Saanenland tun, wenn sie erfahren, dass das 1950 aus Not verhöckerte Heimetli heute mehr als das Hundertfache wert wäre? Wenn wir die Marktwirtschaft respektieren wollen, dürfen nur zeitlich und sachlich klar begrenzte kriminelle oder betrügerische Tatbestände rückwärts abgewickelt werden.

Noch kritischer ist aber die rückwirkende Wiedergutmachung der Politik an frühere Opfer staatlicher Eingriffe ins Privatleben. Im Falle eindeutiger Unrechtsstaaten wie des Hitler-Regimes oder der DDR ist Wiedergutmachung (soweit überhaupt möglich) politisch richtig. Aber die Schweiz war auch schon früher ein demokratischer Rechtsstaat und hat darum eigentlich keine Veranlassung, die Jugendpolitik oder das Militärstrafrecht von

vorgestern rückwirkend zu desavouieren. Wir haben im Krieg 23 Landesverräter erschossen lassen, was in jener schwierigen Zeit zumindest rechtens und politisch verantwortbar war. Wir hatten keine Stasi, aber, wie das Schweizer TV kürzlich meinte, halt Fichen. Und wir hatten keine Konzentrationslager, aber halt Verdingkinder. Diese Vergleiche hinken nicht, sondern sie stinken. Aus heutiger Sicht können uns alle leidtun, die in einer ökonomisch und gesellschaftlich schwierigen Zeit aufgewachsen sind. Nur: Was im Lichte der heutigen Wohlstands- und Anspruchsgesellschaft als ungerecht erscheinen mag, war damals nicht nur juristisch und demokratisch legitimiert, sondern auch sozial das Richtige oder einzig Mögliche.

Besser als im Waisenhaus

Wer wie ich in einem kleinen Dorf im Kanton Bern vor fast siebzig Jahren zur Schule ging,



macht sich keine Illusionen über die damaligen finanziellen und familiären Verhältnisse von Arbeiterkindern. Das Leben als Verdingkind bei einer Bauernfamilie war für die meisten sicher besser als das im Waisenhaus oder in der eigenen Alkoholikerfamilie mit der täglichen Tracht Prügel durch einen besoffenen Vater, der selbst Kleinkinder mit Schnaps ruhig-

stellte. Zudem gab es damals unvorstellbar tiefe Löhne, aber weder Arbeitslosenversicherung noch Sozialhilfe.

Viele auch kinderliebende Eltern haben deshalb ihre Sprösslinge lieber weggegeben, als diese im hoffnungslosen Elend zu behalten. Und arbeiten mussten wir alle nicht nur in den wetterabhängigen «Heuferien» oder den siebenwöchigen Herbstferien, in denen zuerst die Kartoffeln und dann die Runkeln von Hand geerntet wurden. Auch Ohrfeigen kassierten wir in der Schule, ob Verdingkind oder nicht. Kinder hatten damals blaue Flecken, aber Lehrer kein Burnout.

Wer weiss, ob nicht in fünfzig Jahren sich alte Leute darüber beklagen werden, dass der moderne Sozialstaat die «elterliche Gewalt» (sic) und den Datenschutz zu hoch bewertet hat und die Kinder schutzlos drogensüchtigen, kriminellen oder mittelalterlichen Eltern ausgeliefert blieben. Verdingkinder wurden zur Arbeit gezwungen; die Sozialhilfe verleitet Jugendliche zum Nichtstun.

Terrorismuskrieg à la française

Von Hansrudolf Kamer — Das Attentat in Paris treibt Frankreich tiefer in den Krieg gegen den Terrorismus. Wut und Abwehrwillen weichen aber bereits den Klischees politischer Korrektheit.



Nun will auch Frankreich nach dem Anschlag gegen die Zeitschrift *Charlie Hebdo* einen Krieg gegen den Terrorismus führen. Man hatte vor Jahren die Amerikaner belächelt, als sie das Gleiche versuchten,

und ihnen vorgerechnet, Terrorismus sei ein Abstraktum. Gegen ihn lasse sich nicht Krieg führen.

Spiel um Worte, wie immer, wenn man ratlos ist. Im Amerikanischen kann «Krieg» Feldzug, Kampagne, auch Werbekampagne, bedeuten und bürokratische Massnahmen des Staates wie etwa im Krieg gegen die Armut. General Eisenhower hatte im Zweiten Weltkrieg – einem richtigen Krieg – einen Kreuzzug in Europa geführt. So nannte er selber das Niederringen Hitlers in einer Zeit, die noch weniger naiv mit Worten umging. Muslime in Europa waren damals allerdings nicht so zahlreich.

Präsident Bush war scharf kritisiert worden, als er das Wort «crusade» brauchte, um einen Begriff zu haben, mit dem er das christliche Abendland und seine Freiheit verteidigen konnte. Dies, obwohl er Moscheen besuchte und mit den muslimischen Würdenträgern immer wieder diskutierte. Er hatte ein offenes Ohr für ihre Anliegen und warf nicht alle in einen Topf. Von seiner ersten und wichtigsten Aufgabe liess er sich aber nicht ablenken: nach 9/11 einen neuen Terroranschlag zu verhindern.

Dem diente auch Guantánamo. Was im sich überlegen fühlenden Europa zum Synonym für Folter und Menschenrechtsverletzungen wurde. Dabei war die Verlegung der Gefangenen in das Lager ausserhalb des amerikanischen Festlandes nur ein Instrument, um den Zirkus des US-Rechtswesens zu umgehen, mit dem man damals der terroristischen Bedrohung nicht begegnen konnte.

Heute ist es immer noch besser, den Mördern die Bühne eines Gerichtshofes zu verweigern, wo sie ihren fanatischen Exhibitionismus weiter pflegen und dadurch Nachahmer finden. Nun, nach dem von den Sozialisten arrangierten Solidaritäts-Cortège in Paris, ist schon erkennbar, dass die demonstrative Betroffenheit von der Politik eingeholt wird. In Paris glänzten die Amerikaner durch Abwesenheit. Europa ist für die Administration

Obama zu wenig wichtig, was aber ein professionelles aussenpolitisches Management nicht unbedingt so klar gezeigt hätte.

Die französischen Sicherheitskräfte agierten nach der Tat erfolgreich und nahmen den Tätern die Glorie des Märtyrertums. Die Nachrichtendienste waren nicht auf der Höhe des Geschehens. Die Terroristen und ihr Umfeld waren notorisch. Doch wenn man alle Verdächtigen präventiv eingebuchtet hätte, wäre der allgemeine Aufschrei ohrenbetäubend gewesen.

Die Dienste müssen sich in einem Umfeld bewähren, das ihnen Schranken auferlegt. Die offene Gesellschaft, heisst es nach einem eklatanten Fehler mit Todesopfern immer, könne nicht absolute Sicherheit garantieren. Doch könnte der Staat sehr wohl zwischen Wichtigem und weniger Wichtigem unterscheiden. Der Schutz der Bürger gehört in die erste Kategorie.

Frankreich wird die Gettos der nordafrikanischen Einwanderer nicht so schnell los. Ein allgemeiner Wirtschaftsaufschwung, der helfen könnte, das Elend in den Vorstädten zu brechen, ist nicht in Sicht. Also wird die Nation auf lange Zeit hin mit diesen Unruheherden und Terroristensümpfen leben und sich vorkehren müssen.

In diesem Kampf ist die Politik die Achillesferse. Präsident Hollande hätte Gelegenheit

gehabt, sich in den Augen seiner Landsleute zu rehabilitieren. Er agierte zwar als würdevoller Zeremonienmeister im dunklen Anzug, zerstreute aber die Zweifel nicht, dass er nun bei der Terrorismusabwehr entschlossener ans Werk geht.

Er hätte die islamistischen Täter als solche benennen sollen, auch wenn die Muslime einen stattlichen Anteil der französischen Wählerschaft ausmachen, anstatt von «Obskurantismus» zu faseln. Er hätte, selbstverständlich, den Front national zum republikanischen Marsch einladen müssen. Die Ausgrenzung funktioniert seit langem nicht mehr, ist vielmehr kontraproduktiv und treibt der Partei die Wähler zu.

Realitätsverlust

Für den Front national war das ein Steilpass. Er hat eine hervorragende PR-Abteilung, die auf Volkes Stimme flexibel und schnell reagiert. Er hat immer noch seinen hässlichen harten Kern aus Rassisten, Eiferern und Antisemiten, die aber von der Parteichefin Marine Le Pen isoliert werden. Er profitiert vom Versagen aller anderen – der unsäglich dumpfen Sozialisten und des kleinkarierten Lagers links von ihnen, der sektiererisch-spalterischen Konservativen und der matten Mitte-Gruppierungen.

Originalton Marine Le Pen: «Diese Attacke muss unser Vokabular über den islamischen Fundamentalismus befreien.» Genau – wie man heute sagt. Nicht nur amerikanische Universitäten verhängen «speech codes», erfinden «hate speech» und verbannen Redner, die nicht in ihre heile Welt passen. Die Klischees politischer Korrektheit haben Realitätsverlust zur Folge. Wie heisst es in der Bibel: «Im Anfang war das Wort.»



Würdevoller Zeremonienmeister: Präsident Hollande mit Trauergästen, 11. Januar 2015.

Hinsitzen statt Zeichen setzen

Von Christoph Mörgeli

Was ist eigentlich ein Terrorist? Ein Terrorist ist ein asymmetrischer Kriegsführer, der völlig unerwartet zuschlägt. Ein machtloser Fanatiker, welcher der Welt seine Weltsicht mit möglichst kleinem Aufwand, aber möglichst grosser Wirkung aufdrängen will. Mit ebenso einfachen wie verheerenden Gewaltmitteln zielt der Terrorist auf symbolträchtige, mit Emotionen verbundene Personen. Oder Institutionen. Oder Gebäude. Oder alles zusammen. Ziel ist der höchste Effekt bei geringster Anstrengung. So gesehen haben die islamistischen Terroristen bei *Charlie Hebdo* und im Koscher-Geschäft in Paris ihr Ziel erreicht. Zu einhundert Prozent.

Die Kugeln der Ordnungshüter sorgten für ihren vermeintlichen Märtyrertod nebst Empfang durch 72 Jungfrauen im Paradies. Dazu kommen die wochenlangen Schlagzeilen und Bilder in sämtlichen globalen Medien. Da war eine Pariser Grossdemonstration von Millionen. Da sind Aufgebote von 80 000 Einsatzkräften und 10 000 Soldaten. Da gab's die demonstrative Anreise von fünfzig Staatschefs, die taten, als würden sie den Millionensmarsch anführen. In Wirklichkeit standen sie kilometerweise entfernt als einsames, verlorenes Grüppchen in einer abgesperrten Strasse. Zuvorderst ging Mahmud Abbas, Palästinenserpräsident und derzeit Vorsitzender der Terrororganisation PLO – eben noch tief geächtet, jetzt hoch geachtet.

Mit dabei war leider auch unsere Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga. Ihr feuerroter Schal leuchtete im ansonsten dezenten Trauermarsch symbolgeladen und stark beabsichtigt: «Ich bin nicht nur Charlie. Ich bin vor allem Sozi!» Nein, sie habe keine Angst, liess sie die *Schweiz am Sonntag* wissen. Das glauben wir gerne. Das mögen wir ihr auch gönnen. Aber die Angst um sich selber ist das Letzte, was wir von unserer obersten Verantwortlichen für die innere Sicherheit unseres Landes erwarten. Was wir erwarten, ist, dass sie Angst um die Bürgerinnen und Bürger hat.

Statt nach Paris zu fahren, hätte Simonetta Sommaruga zu Hause bleiben sollen. Statt «ein Zeichen zu setzen», hätte sie sich hinsetzen müssen. Um sich am Wochenende mit ihren Spezialisten zu überlegen, wie man jetzt subito die Sicherheit der Schweizer gewährleistet. Einzig dafür trägt sie die Verantwortung. Einzig dafür ist sie hochbezahlt. Für unsere Polizei. Nicht für ihre Lohnpolizei.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

NZZ am Sonntag fordert Staatsfonds

Von Peter Bodenmann — Schweizer Nationalbank macht 2014 dank Euro-Mindestkurs 38 Milliarden Gewinn.



Weltweit grösster Fonds: Ölmilliarden für Norwegens Staatsbürger.

Die Nationalbank hat jede Menge Geld gedruckt. Und mit dem Geld ausländische Währungen, ausländische Anleihen sowie Aktien aus aller Herren Länder, Schweiz inklusive, gekauft. Entgegen allen Prognosen hat die Nationalbank nicht Geld verloren, sondern verdient. Allein im letzten Jahr 38 Milliarden. Eigentlich logisch – alle, die eine Gelddruckmaschine im Keller haben, würden Kasse machen.

Die Ausdehnung der Geldmenge führte nicht – wie immer wieder vorausgesagt – zu Inflation, sondern zu Nullzinsen. Für die Superreichen und ihre Propheten Schiltknecht, Ebner, Grübel und Co. sind Nullzinsen finanzielle Repression. Trotzdem profitieren sie von der Umverteilung der Einkommen und Vermögen. Nur eben zusammen mit der Nationalbank, zusammen mit dem Volk.

Die *NZZ am Sonntag* schlägt vor, dass man der Nationalbank das Geld wegnimmt. Und es macht wie die Norweger mit ihrem Ölgeld: einen Staatsfonds schaffen, der sein Kapital transparent vorab in Aktien anlegt. Die Norweger kontrollieren mit ihren 800 Milliarden Franken den weltweit grössten Fonds. Wenn die Nationalbank noch etwas Geld drucken muss, sind wir auch bald so weit. Die Schweiz und Norwegen würden dann weltweit die zwei grössten Fonds kontrollieren. Der Schweizer Staatsfonds würde – wie der norwegische – pro Jahr eine reale Rendite von dreissig Milliarden erzielen.

Dreissig Milliarden im Jahr bedeuten 3750 Franken pro Einwohner. Oder 15 000 Franken pro vierköpfige Familie.

Nichts würde eine längst überfällige Debatte mehr beleben als eine Volksinitiative: Das nicht betriebsnotwendige Vermögen der Nationalbank wird in einen Staatsfonds gelegt. Dieser finanziert mit dreissig Milliarden Franken pro Jahr die Grundversicherung im Bereich der Krankenkassen. Die Kantone mit höheren Kosten übernehmen die verbleibenden Restkosten.

Sorgenbarometer zeigen: Nichts beschäftigt die Schweizerinnen und Schweizer mehr als die ständig steigenden Kosten im Gesundheitswesen. Zusammen mit den steigenden Mieten führen sie zu real sinkenden Einkommen für zu viele Lohnabhängige, Rentnerinnen und Rentner.

Diese Sorgen wären weg. Die realen Einkommen würden über Nacht real um die überfälligen zehn Prozent steigen. Die Kantone müssten endlich eine vernünftige Gesundheitspolitik machen. Profitieren würden vorab die mittleren Einkommen, für die auf dem Papier alle Parteien eintreten. Sicher, ewig kann man nicht Geld drucken. Früher oder später müssen wir im eigenen Interesse vielleicht den Euro übernehmen. Mit dem Staatsfonds zur sozialverträglichen Finanzierung des Gesundheitswesens hätten wir die goldenen Eier bereits im Trockenen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Es droht

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Journalisten hemmungslos spekulieren wollen, erfinden sie eine Drohkulisse.

Es droht wieder einmal gewaltig. Derzeit droht es vor allem in Frankreich und in Griechenland.

«Es droht die Gefahr, dass ein autoritäres Gesellschaftsmodell das freiheitliche verdrängt», schreibt die NZZ über Frankreich. «Es droht ein ähnliches Szenario wie nach 9/11», schreibt die *Südostschweiz* über Frankreich.

«Es droht eine neue Eurokrise», schreibt die *Basler Zeitung* zu Griechenland. «Es droht der totale Absturz», schreibt die *Aargauer Zeitung* zu Griechenland.

Es droht. Es droht permanent. Wir sind bei einem der zentralsten, aber auch heitersten Aspekte der modernen Journalistenmechanik. Es geht um den Zwang zur unablässigen Bedrohungslage.

Am liebsten spekulieren Journalisten über die Zukunft und ihre Schrecken. Natürlich malen sie, wie es ihrem Berufsbild entspricht, diese Zukunft möglichst schwarz. Gefahren, Krisen und Abstürze müssen hinter jeder Ecke lauern. Das Problem all dieser kommenden Katastrophen ist nur, dass sie noch nicht real existieren, sondern nur denkbar sind. Damit man die nicht existierenden Katastrophen dennoch finster beschreiben kann, helfen zwei kleine Worte: «Es droht».

Schauen wir mal, was zusätzlich so droht.

«Es droht die totale Isolation» (der *Blick* über die Verhandlungen mit der EU).

«Es droht eine Flut von Birnensaft» (der *Tages-Anzeiger* über die Obsternte).

«Es droht eine humanitäre Katastrophe» («10 vor 10» über die Ukraine).

«Es droht eine Mückenplage» (*Schweiz am Sonntag* über die Hochwasserfolgen).

Dieselbe Katastrophenbeschwörung wie bei Sachfragen funktioniert auch bei Personen.

«Berset droht ein Totalabsturz» (die *Handelszeitung* über die Rentenreform).

«Sommaruga droht ein Scherbenhaufen» (die *Berner Zeitung* über das Bürgerrechtsgesetz).

«Leuthard droht eine Niederlage» (das *St. Galler Tagblatt* über das Umweltgesetz).

Entscheidend für die Konstruktion der Bedrohungslage sind die Hilfstruppen der Redaktionen. Es sind die sogenannten Experten. Sie müssen den kommenden Untergang in Interviews eskalierend anliefern. Manchmal ist es ein Kinderspiel, die passenden Experten zu finden, die das nahende Desaster prophezeien. Manchmal ist es harte Arbeit.



Die Zukunft und ihre Schrecken.

Die Mückenplage zum Beispiel, die wir erwähnt haben, war schwierig zu konstruieren. Es gab in der ganzen Schweiz nur einen einzigen Experten, der ihre Bedrohung kommen sah. Die Journalisten mussten lange suchen, bis sie ihn fanden. Sie fanden schliesslich einen ehemaligen ETH-Professor, der bereits pensioniert war. Er tat den Journalisten den Gefallen und schaffte es dann in Dutzende von Zeitungen, Radios und Online-Sites.

Rund um *Charlie Hebdo* hingegen haben nun die Journalisten ein Herrenleben. Tausende von Terrorexperten, Sozialexperten, Geheimdienstexperten, Immigrationexperten und Dschihadexperten rennen ihnen freiwillig die Studios und die Redaktionen ein. Die meisten von ihnen, wie erwünscht, prophezeien eine weitere Eskalation des Terrors und eine einschneidende Umwälzung der französischen Gesellschaft.

Ähnlich komfortabel ist die Lage rund um Athen. Tausende von Währungsexperten, Finanzexperten, EU-Experten, Euro-Experten und Wirtschaftsexperten rennen die Studios und Redaktionen ein. Sie orakeln düster.

Die bedrohliche Mückenplage, übrigens, trat nie ein. Wir können darum recht getrost sein, dass es auch Frankreich nicht zerreisst und dass Griechenland nicht untergeht.

Es droht nur, es ist nicht.

360 Grad Distanz

Von Beatrice Schlag — Bis zum Hinterteil: Bilder ohne Arme.

Erst hiessen Plätze mit spektakulärem Panorama Aussichtspunkte. Dann wurden sie in Fotopunkte umbenannt, mit Grund. Denn es wurde meist viel länger geknipst als geschaut, was einigermassen irritierte. Eigentlich blättert man, um nach Erinnerungen zu suchen, doch viel häufiger im Gehirn als in Fotoalben. Oder tat es jedenfalls in der Vergangenheit, als man noch Fotos in gebundene Kartonbücher klebte. Dann kam das Internet, und mit ihm fluteten die Selfies unser Leben. Vielleicht liegt es daran, dass mir schon das Betrachten fremder Fotoalben meist nach ein paar Seiten furchtbar langweilig war. Inzwischen sind die Bilder, wenn man jemanden auf Facebook anklickt, so zahlreich, dass man immer «too much information» rufen möchte. Wer will sehen, dass Ursi gestern Sushi ass und Paul eine neue Sonnenbrille hat? Klar, das ist eine Generationenfrage. Nicht nur, aber meist. Und man hat genug gelesen, um zu wissen, dass viele Junge nur als real empfinden, was in Internet-Bildern dokumentiert ist. Das einzig Erheiternde an den Bildern ist meist der Arm, der beim Selfie ins Bild ragt wie eine lange Wurst.



Aber auch die Wurst wird dank der Erfindung des Selfie-Sticks rarer. Das ist ein ausziehbarer Stock, an dessen Ende man sein Smartphone klemmt und dann abdrücken kann, ohne Arme mit zu fotografieren oder Fremde um Hilfe bitten zu müssen. Es sieht etwas albern aus. Aber in Italien, wo mir der Fotostock erstmals in Massen auffiel, störte sich noch nie jemand daran, wenn Massnahmen zur gelungenen Selbstoptimierung leicht lächerlich wirkten. Wer erinnert sich nicht, wie viele Italiener sich am Strand stundenlang alubeschichtete Kartons vors Gesicht hielten, um schneller braun zu werden? Dass Fortschritt häufig dazu dient, den Menschen in engeren Kontakt zu seinem Narzissmus zu bringen, ist nichts Neues. Das neueste Gadget, das dabei helfen soll, wurde kürzlich in Las Vegas bei der grössten IT-Show der Welt vorgestellt: der Belfie-Stick, der dank seiner angewinkelten Form das butt-Selfie, das Ablichten des eigenen Hinterteils, ohne Verrenkung erlaubt. Das einzige Selfie, bei dessen Inszenierung man gern zuschauen möchte.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Als ich kürzlich mit dem Zug von Chur nach Zürich fuhr, waren die Abteile in der zweiten Klasse bis auf den letzten Platz besetzt. Ab Sargans standen die Passagiere dichtgedrängt im Gang. Darf ich in dieser Situation meinen Sitzplatz einer stehenden Person zum Kauf anbieten? *Jean Bläuenstein, Spreitenbach*

Versuchen dürfen Sie es natürlich, die Nachfrage bestimmt das Angebot. Da aber der Fahrpreis nicht nur von Ihnen, sondern auch vom stehenden Passagier bereits bezahlt wurde, sind die Gewinnaussichten wohl gering. Wenn Sie aber Ihren Sitz einem Senior oder einer schwangeren Dame anbieten, könnten Sie den Goodwill des ganzen Abteils gewinnen – und das ist sicher auch lohnend.

Lea Meyer, SBB-Mediensprecherin

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Es gibt keine vernünftigen Mittel, sich gegen die KESB zur Wehr zu setzen.» *Patrick Greber*

Unverständlich, realitätsfremd

Nr. 1/2 – Berichterstattung zum Kindsmord von Flaach von Alex Baur, Alex Reichmuth, Rico Bandle und Roger Köppel

Es ist eine Tragödie. Ohne Eingreifen der allmächtigen KESB wären die Kinder noch am Leben. Wer stoppt die KESB? Es gibt keine vernünftigen Mittel, sich gegen die KESB zur Wehr zu setzen. Kinder werden der elterlichen Obhut entzogen, in Heime oder Pflegefamilien gesteckt, und wenn eine Rückkehr möglich wäre, heisst es, die Kinder seien nun am neuen Platz integriert. KESB ersatzlos abschaffen – sofort. Mitverantwortung der KESB. *Patrick Greber, Stalden*

Die KESB handelt zum Wohl der Kinder. Kinder brauchen Nähe statt Distanz. Warum wird das von der KESB bei einem Notfall nicht gehandhabt, wie es zum Beispiel bei einem Spitalaufenthalt gemacht wird? Eltern in die Nähe der Kinder? Es wäre doch sicher möglich, in einem Kinderheim Notfallzimmer für Kinder mit Eltern/Elternteil/Grosseltern einzurichten, bis die Situation geklärt ist und Stabilität einkehrt. Damit wäre die Sicherheit der Kinder gewährleistet, die Kinder leiden nicht, und die KESB könnte in Ruhe und besonnen den weiteren Weg mit den Eltern angehen. Dies sollte doch möglich sein – damit könnte viel Leid verhindert werden.

Verena Gössi, per E-Mail

Es existieren offensichtlich bereits zahlreiche Fälle von unverständlichem, unkontrollierbarem, realitätsfremdem, wenn auch sehr «professionellem» Gehabe der neuen KESB. Schön hierzu, dass die *Weltwoche* kürzlich der ebenfalls persönlich betroffenen Zoë Jenny Platz einräumte und der staunenden Leserschaft einen Einblick in tatsächlich Erlebtes ermöglichte. Schauderhaft! Und niemand ist offenbar direkt verantwortlich. Vielleicht erleben wir mit dem unsäglichen Wirken einiger KESB gerade jetzt die Geburtsstunde, in der sich erneut gesetzlich legitimes Unrecht gegenüber hilflosen Menschen monströs und selbständig zu entwickeln beginnt. Dann können wir in rund fünfzig Jahren wieder eine Wiedergutmachungsaktion starten. Deshalb: Bereits heute Gründung eines grosszügig ausgestatteten Fonds für die dereinstigen Entschädigungen. *Kurt Gschwind, Lupsingen*

Nach diesen Artikeln fühle ich mich in meinem Denken bestätigt. Fakt ist, die Mutter hat ihre Kinder getötet. Aber warum macht man dann andere dafür verantwortlich? Die Mörderin be-

kommt noch die Bestätigung, dass sie richtig gehandelt hat. *Ulrike Schnetzer, per E-Mail*

Die Organisationsstruktur der KESB ist zu optimieren, damit so etwas wie im Fall Flaach nicht mehr passiert. Wenn eine solch wichtige Behörde über die Festtage siebzehn Tage lang geschlossen haben kann, muss man sie ernsthaft in Frage stellen. Eine Notfallorganisation ist das Erste, was eingeführt werden muss. Als Präsident der Fürsorgebehörde einer Gemeinde habe ich die Erreichbarkeit immer gewährleistet. Gerade über die Festtage ist das einfach erforderlich. Aber auch die Medien haben versagt. In der Betreffzeile der E-Mail der Mutter an die Medien stand: «Letzte Gedanken». Man weiss, die Journalisten erhalten oft solche E-Mails. Trotzdem: Diese Betreffzeile hätte die Alarmglocken läuten lassen sollen. Die Frau hatte einfach Pech, dass über die Festtage die Behörden geschlossen hatten und auch keine Zeitungen erschienen. Sie wurde in ihrer Verzweiflung alleine gelassen. In der ganzen Berichterstattung kommt der Vater nicht vor. Er hat beide Kinder verloren, sitzt in Haft, und es ist zu hoffen, dass auch er entsprechend betreut wird. *Bruno Nett, Gränichen*

Nichts rechtfertigt das Töten der eigenen Kinder, gar nichts! Ich habe kein Erbarmen mit der Mutter und absolut kein Verständnis für ihr Verhalten. Das ist nicht Liebe, sondern reiner Egoismus. Wie kann man nur seinen Kindern das Recht nehmen, erwachsen zu werden und diese wunderbare Welt kennenzulernen? Wenn die Mutter mit ihrem Leben nicht zurechtkommt, ist das ihr Problem und nicht das der Kinder. Die Kinder sind kein Besitz, mit dem man tun kann, was man will.

Gabriela Hofer, Rikon

Euphorischer Professor

Nr. 1/2 – «Minirekord»; Alex Reichmuth über die Klimaforschung

Nach fünfzehn Jahren Erwärmungspause konnte sich Klimaalarmist Thomas Stocker noch vor Jahresende diebisch freuen über ein angeblich wärmstes Jahr 2014. Der euphorische Professor neigt zur Übertreibung: Erstens ist der Anstieg minimal, laut Klimamodellen sollte es steil nach oben gehen, hier geht es jetzt um lächerliche Erwärmungsbeiträge um Hundertstelgrade. Zweitens können die Satellitenmessungen den stockerschen Rekord nicht nachvollziehen. Fazit: Die Erwärmungspause hat weiter Bestand. Weshalb erwähnt Stocker in seinem Bericht nicht den unerwarteten Zuwachs des antarktischen

Meereises und der antarktischen Eiskappe? Und die von ihm behauptete Erwärmung der tiefen Ozeane ist alles andere als klar. Warum schreibt Stocker nicht, dass der Wert der CO₂-Klimasensitivität in den letzten Jahren laut Studien immer weiter abgenommen hat?

Robert Deplazes, Brigels

Unemanzipierter Tollpatsch

Nr. 1/2 – Mix & Remix als neuer Karikaturist der *Weltwoche*

Glückwunsch und Dank für diese exzellente Wahl eines zeitgenössischen Zeichners. Schön, dass Sie sich endlich von Poldi, diesem dümmlichen, realitätsfernen, unemanzipierten Tollpatsch aus dem letzten Jahrhundert, trennen. Bleibt zu hoffen, dass sich nun im Editorial auch Herr Köppels Äusserungen über die Rolle der Frau und über die Familie den Realitäten des 21. Jahrhunderts annähern. *Urs Spahr, Laupen BE*

Absenken auf Fr. 1.10

Nr. 1/2 – «Der Stausee der Nationalbank»; Beat Gygi über die Untergrenze des Franken-Euro-Kurses

Im Artikel plädiert der Autor überzeugend dafür, eine Aufwertung des Frankens zum Euro zuzulassen. Das sei aber schwierig, wenn der Franken wie heute nahe bei der Untergrenze notiere. Einfacher sei es, wenn der Euro wieder bei Fr. 1.25 notiere. Diese Einschränkung ist unnötig und gefährlich. Was nämlich, wenn der Franken nie mehr von den 1.20 wekommt, sondern der Aufwertungsdruck einfach stetig zunimmt? Praktisch alle fundamentalen Faktoren weisen in diese Richtung. Vernünftiger wäre deshalb ein Absenken auf Fr. 1.10. Damit verschwände der Phantomgewinn dieses Jahres, und kein Kanton käme auf die Idee, die Reserven der SNB zur Unzeit zu melken. Da die Untergrenze aber nach einem nationalen Schulterchluss beschlossen wurde, ist es nun sehr schwierig für die Direktion der SNB, sich ganz alleine dageganzustellen. Ach, hätte man die Untergrenze doch in einsamer Unabhängigkeit beschlossen!

Stefan Wiesendanger, Bachenbülach

In Richtung Jauchengrube

Nr. 1/2 – «Schawinskis Grounding»; Rico Bandle über Roger Schawinski

Mit Herrn Schawinski habe ich gemein, dass wir beide den Koran nicht gelesen haben. Das muss man auch nicht, um ein Interview mit einer Person zu führen, die jenes Werk heftig kritisiert hat – das ist die Meinung von Dr. Schawinski – so bestätigt von ihm in just jenem Interview. Ein Interview ist per definitionem ein öffentliches Gespräch, bei dem eine bekannte Persönlichkeit zu privaten und öffentlichen Themen befragt

wird. Herr Schawinski führt jedoch seit 35 Jahren keine Interviews, sondern begnügt sich damit, seine zwei emotionalen Aggregatzustände, deren er fähig ist, an die Öffentlichkeit zu tragen: Selten genug – wenn selbst er merkt, dass er seinem Gegenüber hoffnungslos unterlegen ist – gibt er sich unterwürfig.

Meistens jedoch wird der Gast öffentlich blossgestellt, und dies mit bedenklich niveaulosen und durchsichtigen Mitteln. Nach der Eingangsfrage: «Wer bist du?» – oder seit ein paar Jahren: «Wer sind Sie?» – steuert Schawi den Karren langsam, aber sicher an die Jauchegrube. Die befragte Person wird mit achtlos zusammengesuchten und aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten konfrontiert. Er stellt der Person gleichzeitig drei Fragen, unterbricht den Gast genau dann, wenn dieser die erste Frage halb beantwortet hat, und gibt seine persönliche, unsubstantiierte Meinung ab, die eigentlich niemand interessiert.

So führt er den eigentlichen Zweck eines Interviews ad absurdum, versucht jedoch damit, Überlegenheit zu vermitteln. Bei Gästen wie etwa den Gesellschafts- und Kulturgrössen Vera Dillier oder Irina Beller mag er mithalten können – wenn auch knapp. Sein Konzept versagt dann, wenn er den zweiten Aggregatzustand anwendet, aber besser unterwürfig gewesen wäre: Dann schreit Herr Doktor rum und therapiert sich danach selbst in allen Medien und merkt nicht einmal dann, was er eigentlich ist.

Sein Joggingkollege und Chef der SRG müsste sich folgende Fragen stellen. Frage 1: «Reicht das?» Frage 2: «Wenn ja, ist es nötig, dass man Schawinski der Öffentlichkeit auf zwei Kanälen (Radio 1 und SRF) vorsetzt?» Frage 3: «Falls ja, kann man Zwangsgebühren einfordern?» Frage 4: «Falls ja, was ist unter dem Begriff Service public zu verstehen?»

Schlussfrage: Falls eine der Fragen 1 bis 3 mit «Nein» zu beantworten ist: Was ist zu tun?

Peter Hänseler, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000
Impressions pro Monat



Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000
Impressions pro Monat



Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000
Impressions pro Monat



Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80

Terror und Islam

Die Zauberformel «Das hat doch nichts mit dem Islam zu tun» zieht nicht mehr. Es ist an der Zeit, dass die Muslime die Probleme ihrer heiligen Texte aufarbeiten. *Von Ufuk Özbe*

Alles deutet darauf hin, dass der Anschlag auf *Charlie Hebdo* von muslimischen Tätern zur Ehrenrettung des Propheten ausgeübt wurde. Unabhängig davon, was sich in den nächsten Wochen als wahr herausstellen sollte, möchte ich hier die muslimischen Reaktionen auf dieses Verbrechen diskutieren.

Ein eher kleiner, aber keineswegs zu vernachlässigender Teil, vor allem in den muslimischen Ländern, hat den Anschlag offen gutgeheissen. Wer der türkischen oder arabischen Sprache mächtig ist, kann sich selbst davon überzeugen; etwa anhand der unzähligen Kommentare im Netz. Nicht wenige Muslime beglückwünschen unter ihrem Klarnamen die gerechte Vergeltung der «untragbaren Beleidigung» des Propheten.

Der andere Teil, zumindest im Westen die eindeutige Mehrheit, verurteilt den Anschlag aufrichtig als ein unmenschliches Verbrechen und stellt zugleich klar: «Das hat mit dem Islam nichts zu tun.» Für die einen wurde der Anschlag nicht von Muslimen verübt. Vielmehr stecke eine westliche Verschwörung dahinter. Die anderen halten es für möglich, dass die Tat von Menschen verübt worden ist, die sich selbst für Muslime halten. Jedoch handle es sich dabei um Spinner, instrumentalisiert von bösen Mächten, welche die Religion lediglich für ihre profanen Zwecke missbrauchen. Ohnehin trage eigentlich der Westen die Schuld an der Entstehung dieser bösen Mächte.

Nahezu alle Muslime, die den Anschlag aufrichtig verurteilen, sind sich in einem Punkt einig: «Der Islam hat damit nichts zu tun. Der Koran und die Hadithe (die überlieferten Worte und Taten des Propheten) bieten bei keiner vertretbaren Auslegungsmethode eine Rechtfertigung für so einen Anschlag.»

Meist lauer Umgang mit der Religion

Dass solche Behauptungen, die auch von westlichen Staatsmännern und Journalisten wiederholt werden, gut gemeint sind, daran habe ich keinen Zweifel. Es sind politisch besonnene Appelle, deren Verfasser sich darum bemühen, einer Stigmatisierung aller Muslime zuvorzukommen. Für die grosse Mehrheit der im Westen lebenden Muslime ist nämlich das Muslimsein lediglich ein Teil der kulturellen Identität. Sie haben mit Religion nicht viel mehr am Hut, als zum Beispiel die islamischen Festtage aus Tradition feierlich zu begehen. Wie die meisten nominellen Christen auch haben sie einen unkritischen, höchst lauen

Umgang mit Religion. Sie versuchen nicht etwa ihr Leben an den Wortlaut der heiligen Texte anzupassen, die sie nicht einmal gelesen haben, sondern greifen sich aus der bunten Tradition das, was ihnen gefällt, heraus und passen ihr religiöses Verständnis an ihre moderne Lebenswirklichkeit an. An einer kritische Analyse der Quellen haben sie schlicht kein Interesse. Ich habe nun Verständnis, wenn diese Muslime mit heiklen Diskursen über die möglichen Koranauslegungen nicht behelligt wer-

«Die Vergeltung [...] soll dies sein, dass sie getötet oder gekreuzigt werden [...]»

den möchten. Sie stellen keine Bedrohung für die demokratisch-rechtsstaatliche Wertegemeinschaft dar. Für sie ist ein Anschlag wie der von Paris selbstverständlich ein unmenschliches Verbrechen, und er hat in der Tat nichts mit dem Islam zu tun, an den sie glauben.

Meine Aufforderung richtet sich vielmehr an diejenigen Muslime, welche die Religion nicht bloss als kulturelles Anhängsel pflegen, sondern deren Wahrheit und Wichtigkeit predigen, lehren, verteidigen. Zum Beispiel an die Imame, an die muslimischen Religionslehrer und Theologen, an all die Apologeten des Islam, sofern sie solche Anschläge aufrichtig verurteilen.

Es ist an der Zeit, dass diese Muslime endlich einmal kurz innehalten und in sich gehen, um die offen vorliegenden Probleme erkennen zu können. Es ist an der Zeit, dass sie endlich einen beherzten Schritt in Richtung redlicher Selbstkritik wagen. Darauf warten viele Muslime und Nichtmuslime auf der ganzen Welt. Es ist an der Zeit, dass muslimische Gelehrte und Intellektuelle offenerzig Fragen diskutieren wie:

Wie ist es möglich, dass aus dem Islam so viele gefährliche Spielarten menschenverachtender Gesinnung erwachsen? Gibt es neben den politischen, soziologischen, ökonomischen Ursachen vielleicht doch auch genuin religiöse Wurzeln dieser Gesinnung? Auf welche Passagen in den islamischen Quellen berufen sich die Befürworter eines solchen Anschlages, welche Passagen erleichtern so vielen Muslimen die Entmenschlichung von Anders- und Nichtgläubigen? Wie sollen wir mit diesen Teilen der Quellen unserer Religion umgehen, ohne



Wie ist es möglich, dass aus dem Islam so viele

sie unter den Teppich zu kehren? Inwiefern tragen wir als muslimische Intellektuelle eine Mitverantwortung an diesen Entwicklungen, wo wir es doch offenbar versäumt haben, auf solche Fragen ehrliche und umfassende Antworten zu entwickeln? Welche neuen Herangehensweisen, welches Umdenken im Umgang mit unserer Religion benötigen wir?

Stattdessen kommen nur wohlklingende Floskeln. Ein Beispiel: Seit dem 7. Januar wird allorts wieder einmal der folgende Koranvers bemüht:

(5, 32) «Wenn einer jemanden tötet [...], so ist es, als hätte er alle Menschen getötet. Und wenn jemand ihn am Leben erhält, so ist es, als hätte er alle Menschen am Leben erhalten.»

«Wie kann man da noch eine Beziehung zwischen dem Islam und diesem Verbrechen konstruieren?», lautet dann das «Argument»



gefährliche Spielarten menschenverachtender Gesinnung erwachsen?

– für jeden Muslim aber, der sich mit dem Korantext beschäftigt hat, ist das ein billiger Täuschungsversuch. Denn wenn wir den Vers ohne die Auslassungen und zusammen mit dem unmittelbar darauf folgenden Vers lesen, bietet sich ein ganz anderes Bild. Zunächst derselbe Vers:

(5, 32) «Aus diesem Grund haben Wir den Kindern Israels vorgeschrieben: Wenn einer jemanden tötet, jedoch nicht wegen eines Mordes oder weil er auf der Erde Unheil stiftet, so ist es, als hätte er alle Menschen getötet. Und wenn jemand ihn am Leben erhält, so ist es, als hätte er alle Menschen am Leben erhalten. Unsere Gesandten kamen zu ihnen mit den deutlichen Zeichen. Aber viele von ihnen verhalten sich nach alledem masslos auf der Erde.»

Zum Ersten werden also zwei Ausnahmen gemacht: «jedoch nicht wegen eines Mordes oder weil er auf der Erde Unheil stiftet». Zum Zweiten wird dem Wortlaut nach nicht vorge-

schrieben, sondern davon erzählt, was den Kindern Israels einst vorgeschrieben war. Zum Dritten wird eben dieses Volk kritisiert. Nun der unmittelbar folgende Vers:

(5, 33) «Die Vergeltung für die, die gegen Gott und seinen Gesandten Krieg führen und auf der Erde umherreisen, um Unheil zu stiften, soll dies sein, dass sie getötet oder gekreuzigt werden oder dass ihnen Hände und Füße wechselseitig abgehackt werden oder dass sie aus dem Land verbannt werden. Das ist für sie eine Schande im Diesseits, und im Jenseits ist für sie eine gewaltige Pein bestimmt.»

«Krieg gegen Gott und seinen Gesandten»

Im Gegensatz zu 5, 32 werden hier die besagten Strafen imperativ vorgeschrieben. Unter anderem auf diesen Vers berufen sich eben diejenigen Muslime, die etwa den Anschlag von Paris unterstützen. *Charlie Hebdo* ist bekannt für seine unverschämten, überspitzten Kari-

katuren. Auch der islamische Prophet (genauso wie Jesus, Maria, der Papst, ja sogar «Gott») wurde verschiedentlich in einer Art und Weise dargestellt, die für Gläubige schwer verdaulich ist. Für nicht wenige Muslime sind solche Karikaturen eben «Krieg gegen Gott und seinen Gesandten und Unheilstiftung». Nun könnte man dagegenhalten, dass der Vers von «Krieg» (*harb*) spricht und dies dem Wortlaut nach eben einen bewaffneten Krieg voraussetzt, dass die Karikaturisten deshalb nicht darunter subsumiert werden können. Jedoch wäre es unsinnig, von «Krieg gegen Allah» zu sprechen, wenn damit ausschliesslich der echte Krieg gemeint sein sollte. Der vom Präsidium für Religionsangelegenheiten der Türkischen Republik herausgegebene, von vier renommierten Islamprofessoren verfasste, fünfbandige Koran-Kommentar (Tafsir) zählt bei der Auslegung von 5, 33 als ein Beispiel für die «Kriegsführer gegen Allah und seinen

Gesandten und Unheilstifter» ausdrücklich auch diejenigen auf, die durch ihre Handlungen den Glauben an Allah zu erschüttern und zu zerstören beabsichtigen (Kuran Yolu, Türkçe Meal ve Tefsir, Band II, Maide/33–34). Nun ist *Charlie Hebdo* ein offen religionskritisches Magazin, das durch offensive Zeichnungen den Glauben an den Islam, an andere Religionen und generell den Gottesglauben satirisch angreift. Solche Hiebe auf den Gottesglauben können ohne weiteres als «Handlungen, die den Glauben an Allah zu erschüttern und zu zerstören beabsichtigen» gelten. Dem unvoreingenommenen Leser ist jedenfalls nicht ohne weiteres klar, warum zum Beispiel dieser Vers durch keine vertretbare Auslegungsmethode eine religiöse Rechtfertigung für den Anschlag auf *Charlie Hebdo* bieten soll.

Die Befürworter der terroristischen Anschläge führen auch zahlreiche Hadithe an. Unter anderem diejenigen Überlieferungen, nach denen viele Dichter, die den Propheten verbal verspottet hatten, auf Geheiss des Propheten getötet wurden. Zum Beispiel: Ka'b ibn al-Aschraf, al-Nadr bin al-Harith, Asma' bint Marwan, Abu Afak, al-Harith bin Suwayd al-Ansari und Abdullah bin Khatal. Darunter auch ein kränklicher Greis sowie die Mutter eines Säuglings, die sich an keiner kriegerischen Auseinandersetzung gegen die Muslime beteiligt hatten. Dennoch wurden sie, weil sie gehässige Gedichte über den Propheten vorgelesen hatten, auf dessen Befehl hin getötet, und zwar einige von ihnen nicht etwa nach einem Prozess durch Hinrichtung, sondern durch Attentat. Das Werk «al-Kutub as-sitta» («Die sechs Bücher») vereinigt die sechs kanonischen Hadith-Sammlungen, die nach allen sunnitischen Rechtsschulen die vertrauenswürdigsten Überlieferungen des Propheten beinhalten. Eine achtzehnbändige, türkischsprachige kommentierte Auswahl davon steht in den meisten grösseren türkischen Moscheen in Deutschland in den Bücherregalen.

Der Prophet ruft aus: «Bezeuget hiermit, dass die Tötung dieser Frau keiner Ahndung bedarf.»

Unter anderem dort kann man diese Überlieferungen nachlesen («Kütüb-i Sitte Muhtasari, Tercüme ve Serhi», Ibrahim Canan, Akçag, Band 8, S. 179 ff., Das Kapitel über Gedichte). Mittlerweile ist ein Grossteil der Hadith-Sammlungen etwa in englischer Sprache auch online verfügbar. Wer sich über die Quellen und Hintergründe informieren möchte, kann zum Beispiel die oben angegebenen Namen der getöteten Dichter googeln.

Die Mohammed-Karikaturen von *Charlie Hebdo* waren jedenfalls wesentlich derber als die teilweise überlieferten Gedichte der auf Befehl des Propheten getöteten Menschen.

Wieder einmal leuchtet dem unbefangenen Leser nicht unmittelbar ein, warum diese Hadithe auf keinen Fall eine religiöse Rechtfertigung für die Tötung der französischen Karikaturisten bieten könnten. Die allermeisten Richtungen und Verzweigungen des Islam anerkennen die Hadithe schliesslich als die zweite Hauptquelle. Viele der wichtigsten Normen und Anweisungen des Islam haben die Hadithe als Grundlage. Zum Beispiel werden im Koran nicht einmal die «wesentlichen Elemente» (*arkan*) des täglichen Ritualgebets (*salat*) aufgeführt. Diese stehen vielmehr in den Hadith-Sammlungen. Eine pauschale Ablehnung aller Hadithe hätte daher für den Glauben und die Praxis des Islam weitreichende Konsequenzen, zu denen die meisten gläubigen Muslime nicht bereit sein dürften. Andererseits erscheint das Herauspickeln der «guten» Hadithe bei gleichzeitigem Unterdempfen der «nicht so guten» dem radikalen Muslim als ein anmassendes Herumdoktern an der göttlichen Religion. Aber auch für den kundigen Aussenstehenden stellt sich diese Rosinenpickerei als intellektuell kaum befriedigend dar.

In einem weiteren Hadith wird die Geschichte eines blinden Muslims überliefert, der seine Konkubine (*jarinya*), mit der er auch gemeinsame Kinder hat, eigenmächtig tötet, weil sie trotz Ermahnung nicht aufgehört hat, respektlos über den Propheten zu sprechen. Als er dem Propheten von seiner Tat berichtet, ruft dieser aus: «Bezeugt hiermit, dass die Tötung dieser Frau keiner Ahndung bedarf.» (Überliefert von Abu-Dawud und anderen, z.B. Sunan, Book 38, Number 4348; <http://www.usc.edu/org/cmje/religious-texts/hadith/abudawud/038-sat.php>.)

Religiöse Legitimation für Mord

Das sind keine Überlieferungen, die vergessen und unbeachtet in den Bücherregalen oder im digitalen Nirwana verstauben und lediglich von «Islamfeinden» angesprochen werden, damit sie über eine eigentlich friedliche Religion herziehen können. Vielmehr sind das (unter vielen anderen) eben diejenigen Hadithe, die von gewaltbereiten Muslimen als religiöse Legitimation für Mord ins Feld geführt werden. Und diese Hadithe stehen in denselben Büchern, die auch für die Vertreter des friedlichen Islam die zweite Hauptquelle der Religion darstellen!

Auch in den Werken über das islamische Recht (Fikh) wird verkündet, die Beleidigung des Propheten sei mit dem Tode zu bestrafen. In vielen türkischen Tageszeitungen und Zeitschriften werden in den Religionsrubriken solche Gebote des islamischen Rechts unverblümt weitergegeben. In der Zeitung *Milli Gazete*, dem Sprachrohr der Milli-Görüs-Bewegung, war am 22.9.2006 zu lesen, dass die Strafe für die Verspottung des Propheten nach

islamischem Recht der Tod sei (http://www.milligazete.com.tr/haber/Peygambere_sovmenin_ve_hakretin_hukmu_2/257175.VK9e_yuG-Jo).

Entgegen können diese muslimischen Kreise allenfalls damit, dass dies zwar die Rechtslage nach dem Koran und den Hadithen ist, dass aber in Frankreich nicht das islamische Recht

Nicht wenige Muslime halten die eigenmächtige Bestrafung in einem fremden Land für gerechtfertigt.

gelte und ein Muslim nicht die religiöse Legitimation dafür habe, die Beleidiger des Propheten eigenmächtig zu bestrafen. Dass aber unter dem islamischen Recht die Strafe für die öffentliche Verspottung des Propheten, nach wiederholter Durchführung trotz vorheriger Ermahnung, der Tod sein muss, das wird im Allgemeinen nicht bestritten. Nicht wenige halten auch die eigenmächtige Bestrafung in einem fremden Land für gerechtfertigt. Diejenigen aber, die weder das islamische Recht negieren noch die Anschläge gutheissen möchten, stellen darauf ab, dass hierzulande die Muslime in der Minderheit sind, das islamische Recht keine faktische Geltungsmacht besitzt und ein eigenmächtiges Handeln unislamisch sei. Fragt man sie nun weiter, ob sie es denn für wünschenswert erachten, dass zum Beispiel die grosse Mehrheit der Franzosen freiwillig zum Islam konvertiert und das islamische Recht einführt, werden sie es bejahen. Dann aber verkommt die Verurteilung des Pariser Anschlags zu einer blossen Formsache. So gesehen, wäre die Tat zwar nicht ganz korrekt, warum sie aber für den Islam von Grund auf «abscheulich, entsetzlich, unmenschlich» sein soll, wäre nicht mehr verständlich, wo doch die eigentlich gerechte Strafe für die Karikaturisten nach dem erwünschten Szenario durchaus ihre Tötung gewesen wäre.

Es gibt noch andere Verse und Hadithe, die von den Befürwortern des Anschlags angeführt werden. Jedoch würden sie diesen Rahmen endgültig sprengen. Die Phrase «Hat nichts mit dem Islam zu tun» erweist sich jedenfalls als unbefriedigend. Eine befriedigende Lösung zu entwickeln, ist die Aufgabe der Imame, der Religionslehrer und Islamwissenschaftler. Ob das überhaupt möglich ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Eine selbstkritische Diskussion unter den friedliebenden Muslimen über ein mögliches Umdenken im Umgang mit der Religion und ihren Quellen scheint aber der einzige Weg zu sein.

Ufuk Özbe, 1981 als Kind türkischer Einwanderer in Nürnberg geboren, wurde religiös erzogen. Er studiert Mathematik und Physik.

Eine ausführlichere Fassung dieses Texts erschien erstmals im Blog «Die Achse des Guten». www.achgut.com

Zum Schweigen bringen

Islamisten wollen den Westen mit Gewalt vor sich hertreiben. Viel wirksamer ist die Feigheit mitten unter uns: Sie zerfrisst die Freiheit des Denkens von innen.

Von Peter Keller



Ins Mark getroffen: Pariser Polizei stürmt Koscher-Supermarkt, 9. Januar 2015.

Die Heuchelei ist die Schwester der Feigheit. Am Abend der Attentate steht Peter Rothenbühler im Studio von «10 vor 10». Bestbesetzung. Ein Medienmensch, ehemaliger Chefredaktor verschiedener Zeitungen und Zeitschriften, ein Pendler zwischen der Deutschschweiz und der frankofonen Welt.

Die Betroffenheit ist ihm ins graue Gesicht gegraben. «Müssen wir unsere publizistischen Grenzen nach diesen Vorfällen neu justieren?», wird er gefragt. «Auf keinen Fall», antwortet Rothenbühler, «diese vier Journalisten sind als Märtyrer der Pressefreiheit gestorben.» In den siebziger Jahren sei die Zeitschrift noch viel schärfer gewesen, erinnert der Gastkommentator. «Heute leben wir in einer sehr viel moralisierenderen Gesellschaft, wo man Witze schon verdächtig findet.» Er sei froh, dass es eine Institution wie *Charlie Hebdo* gebe mit ihren «scharfen Kommentaren zum aktuellen Geschehen».

So ist es, lieber Peter Rothenbühler. An diesem Tag des Schreckens sind Pathos angebracht – «Märtyrer der Pressefreiheit» – und scharfe Kommentare. Freiheit heisst weiter denken, als erlaubt ist. Freiheit heisst auch, den Leuten das zu sagen, was sie nicht hören wollen. Also, höre besser weg, lieber Peter Rothenbühler. Vor Weihnachten hast du einen offenen Brief an Roger Schawinski verfasst. Sein misslungener TV-Talk mit Satiriker Andreas Thiel sei letzt-

lich ein Erfolg gewesen, schreibst du, gerade weil er so emotional reagiert habe auf die persönlichen Angriffe. Das Thema Islam und Gewalt sei eben eine heisse Versuchung für alle Provokateure, alle *terribles simplificateurs* und Populisten. «Die Zeit des gleichgültigen Schulterzuckens gegenüber der zunehmenden Anti-Islam-Hetze ist definitiv vorbei.»

Dann moralisierst du weiter, der du drei Wochen später die zunehmende Moralisation in der heutigen Gesellschaft beklagst, sprichst vom «Spielchen mit der eisigen Kälte» dieses Mannes «mit der Glatze» und meinst den Thiel mit Punkfrisur und raunst, man wisse ja, wohin dieses Verhalten führe. «Den hättest du besser gar nicht eingeladen.»

Wie schwach, wie kleinkariert. Du willst ihn aussperren, den Thiel, mundtot machen. Die Irren von Paris haben die Karikaturisten des *Charlie Hebdo* auch zum Schweigen gebracht. Auf ihre Weise. Es ist billig, die Meinungsfreiheit in Frankreich zu verteidigen – und schäbig, sie im eigenen Land zu diffamieren. Sind die *Hebdo*-Opfer die besseren Toten, weil sie links sind? Und Thiel ein «Provokateur» und «Populist», nur weil er nicht links ist? Mein lieber Gott und Allah. Freiheit ist nicht teilbar. Sie ist für alle da – ausser für die Feinde der Freiheit.

Die tödlichen Attentate von Paris trafen Frankreich ins mentale Mark. Die Freiheit, *la liberté*, hat in diesem Land eine andere Reso-

nanz. Sie gehört zum Dreiklang der Französischen Revolution. Diderot, Montesquieu, Voltaire waren ihre Vordenker, Letzterer bekannt als Spötter vor dem Herrn. Unerbittlich schrieb Voltaire gegen die Popen und die Kirche: «Ecrasez l'infâme!» Zermalmt, zertretet diese Niedertracht! Für diese Zeilen wird er als grosser Aufklärer gefeiert. Zu Recht. Auch Europa musste die Kirche in ihre Schranken weisen. Sie soll beten, Gutes tun und Mozarts Messen aufführen. Fertig, Amen.

Aber Voltaire giftete mit gleich hohen Dosierungen auch gegen Juden – und den Islam. 1741 veröffentlicht er das Stück «Der Fanatismus oder Mohammed, der Prophet». Goethe hat die fünf Akte ins Deutsche übertragen. Nimm und lies, Peter Rothenbühler: «Mein Leben ist ein Streit», sagt Voltaires Mohammed. «Das Schwert, der Koran, in der blut'gen Hand/Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.» Es dürfen auch Kalaschnikows statt Schwerter sein – oder die subtilen Redeverbote, wie du und deinesgleichen sie fordern. Nur so nebenbei: Wo ist das Subventionstheater, das sich dieses Voltaires annähme?

«Es gibt keinen Gott – und Mohammed ist sein Prophet», spöttelte Voltaire an anderer Stelle. Wie jetzt, Peter Rothenbühler? Ist dieser Witz noch zulässig, oder schon «Islam-Hetze»? Und entscheidest du das? Voltaire ist scharf, vielleicht unfair in seinen Urteilen. Wie Thiel. In deinen Massstäben ein *terrible simplificateur*. Mag sein, dass Voltaire drei Ligen besser schreibt als der Satiriker mit Punkfrisur. Was aber dich von Voltaire trennt, ist deine Feigheit.

Feigheit macht dumm

Diese Gräueltaten hätten nichts mit dem Islam zu tun, wird gesäuselt. Ach so. Und die Kreuzzüge nichts mit der Kirche? Der Holocaust nichts mit der deutschen Geschichte? Und der Kuhfladen nichts mit der Kuh, die ihn fallenliess? Feigheit macht offenbar auch dumm. Denkt ihr Rothenbühlers dieser Welt wirklich, dies sei der richtige Weg, zu behaupten, die Attentate von Paris bis London, die Gewalttaten von Afghanistan bis Syrien hätten mit dem Islam nichts zu tun? Warum sollen sich Muslime dann von solchen Schandtaten distanzieren, wie ihr zur gleichen Stunde fordert, wenn die gezielte Hinrichtung von Juden und Journalisten nichts mit der Religion Mohammeds zu tun hat?

Ein paar dumpfe Islamisten zerstören unsere Freiheit nicht. Aber das Gift der Feigheit mitten unter uns.

«Oder man wird ausgerottet»

Französische Gefängnisse sind die Brutstätte der besonders radikalen Muslime, sagt Nicolas Dhuicq, Parlamentarier, Psychiater und Islam-Kenner. Gezielt und druckvoll werden Häftlinge für den islamischen Glauben rekrutiert. Die oft arabischstämmigen Aufseher spielen eine gefährliche Rolle. *Von Eva Michels*

Gegenwärtig sind nach Aussage von Gilles de Kerchove, dem Antiterrorismus-Koordinator der EU, mehr als 3000 Europäer in Richtung Syrien aufgebrochen, um dort als Dschihadisten den Islamischen Staat (IS) zu unterstützen. Frankreich stellt mit 1132 Gotteskriegerern das grösste europäische Kontingent. Mindestens 376 französische Dschihadisten kämpfen inzwischen aktiv in den Reihen der IS-Truppen und tun sich dort durch besondere Grausamkeit hervor. Wie viele Dschihad-Kandidaten in Frankreich noch in den Startlöchern stehen, um sich ebenfalls auf den Weg nach Syrien zu begeben, kann niemand mit Sicherheit sagen.

Doch nicht nur die mögliche Rückkehr kampferprobter Dschihadisten bereitet den französischen Sicherheitsbehörden Sorgen. Auch in Frankreich selbst radikalisiert sich die muslimische Bevölkerung, während gleichzeitig die Anzahl der französischen Konvertiten steigt. Die Gefängnisse des Landes spielen bei dieser Entwicklung eine Schlüsselrolle.

Der Abgeordnete Nicolas Dhuicq von der UMP (Union pour un mouvement populaire) ist einer der wenigen Parlamentarier in Frankreich, die sich gründlich mit dem Islam als Religion beschäftigt haben und zudem mit der Situation in den Hochsicherheitsgefängnissen des Landes vertraut sind. Im Folgenden schildert er, wie sich ihm die gegenwärtige Situation darstellt.

Können Sie die Situation des Islam in Frankreich kurz beschreiben?

In Frankreich haben wir es aufgrund unserer nordafrikanischen Kolonien mit einem sunnitischen Islam zu tun. Dabei sind wir vor allem mit zwei Problemen konfrontiert: Erstens kennt der sunnitische Islam keine Geistlichen, und somit kann jeder Imam sagen, was er will. Zweitens kennt der sunnitische Islam keine Exegese, also keine Auslegung des Textes. Gegenwärtig kommt hinzu, dass der sunnitische Islam insgesamt vom saudi-arabischen Wahhabismus unterwandert wird. Der Wahhabismus ist eigentlich eine sunnitische Sekte, aber dank des Geldes, das die Saudis und Katarer in die Moscheen investieren, gelingt es, den gesamten sunnitischen Islam in ihrem Sinn zu beeinflussen.

Welche Rolle spielen Geldflüsse aus dem Ausland bei der Finanzierung von Moscheebauten und Ähnlichem?

Die Grosse Moschee von Paris beispielsweise wird vom algerischen Staat finanziert mit dem Ziel, die Algerier in Frankreich zu kontrollieren. Seit zwanzig Jahren haben wir daneben das Problem, dass die Saudis und Katarer Moscheen finanzieren, in denen ein radikaler Islam wahhabitisch ausgerichtet gepredigt wird. Bis jetzt fehlen mir aber konkrete Beweise, die die Verbindung zwischen Katar oder Saudi-Arabien und diesen Einrichtungen belegen.

Doch weshalb ermöglicht der französische Staat dann die Konstruktion von Moscheen? Die Moschee ist schliesslich ein politischer Ort, und zur Ausübung der Religionsfreiheit benötigen die Muslime im Prinzip nur Gebetsräume.

Sie haben recht. Das erklärt sich in Frankreich aus zwei historischen Gründen. Die Revolutionäre haben die tausendjährige absolutistische Monarchie abgeschafft, die bereits eine gewissen Trennung von irdischer und geistlicher Macht kannte. Seit Clovis sah sich der König als von Gottes Gnaden eingesetzt. Er herrschte über sein Territorium, während dem Papst die Autorität in geistlichen Dingen zukam. Die Revolution hat dieses Gleichgewicht zerstört und durch ein antiklerikales und antireligi-



«Historische Gründe»: UMP-Politiker Dhuicq.

öses Weltbild ersetzt. Aufgrund der antireligiösen Haltung hat die französische Gesellschaft wie alle modernen Gesellschaften keinen Bezug mehr zur vertikalen Transzendenz.

Es ist ein grundsätzliches Problem der heutigen Gesellschaft: Die Menschen leben, ohne ein Verhältnis zur Zeit zu haben, und es bleibt ihnen nichts als der Konsum, um zu existieren. Doch Konsum in Zeiten einer Wirtschaftskrise funktioniert nicht. Der ers-

«Sie übersehen, dass der Islam sowohl eine religiöse als auch eine politische Dimension besitzt.»

te Grund, warum Moscheebauten staatlicherseits toleriert werden, ist also dieser: Die Weigerung, die Transzendenz anzuerkennen, und damit die Weigerung, jegliche Form von Religion anzuerkennen.

Der zweite Grund ist eine grosse religiöse Unkenntnis seitens der Franzosen und insbesondere der Politiker und vor allem eine absolute Unkenntnis der «Islame». Ich spreche gerne von den Islamern. Der Sufismus, das Alevitentum, der Schiismus und die verschiedenen sunnitischen Strömungen haben nichts gemeinsam. Doch die französischen Politiker und Eliten haben aufgrund der Französischen Revolution und aufgrund fehlender historischer und religiöser Kultur die Tendenz, alle Religionen für gleich zu halten und darüber hinaus den Islam als monolithischen uniformen Block anzusehen.

Ja, als eine Organisation wie die katholische Kirche.

Genau. Dabei übersehen sie, dass der Islam sowohl eine religiöse als auch eine politische Dimension besitzt. Auf der einen Seite haben wir das Verhältnis zu einem immateriellen Gott. Im Islam wird die Transzendenz an ihre äussersten Grenzen geführt. Und auf der anderen Seite ist der Islam ein politisches System zur Organisation der muslimischen Gesellschaft, der Umma. Ihm wohnt das Problem der Trennung von weltlicher und geistlicher Gewalt inne.

Ein dritter Punkt, den unsere Abgeordneten beim Umgang mit dem Islam vergessen, ist, dass die europäische Kultur auch in Athen und Sparta geboren worden ist. Die alten Griechen hatten ein andersartiges Ver-



«Zwei Zivilisationen»: Muslime beim Gebet in Paris.

hältnis zu ihren Göttern. Sie machten sich über sie lustig und fanden, dass die Größe des sterblichen Menschen darin liegt, sein Schicksal zu meistern. Im Islam dagegen stellt sich die Rolle des Individuums ganz anders dar, vor allem hinsichtlich der Autonomie und der Verantwortung des Individuums. Daraus ergibt sich eine sehr brutale Kollision zwischen der westlichen Zivilisation mit ihrem griechischen Erbe und der islamischen Welt, die nicht das gleiche Verständnis von der Rolle des Individuums hat. Diesen Punkt verstehen die französischen Politiker einfach nicht.

Und dann gibt es noch einen letzten Punkt, der mit der Kolonialisierung zu tun hat: Die Franzosen haben sich seit Louis-Philippe vor allem in Algerien sehr stark niedergelassen. Daraus resultiert ein Gefühl von Schuld, und man vermischt im Geiste Nordafrika und den Islam. Dabei vergessen wir, dass es vor der Ankunft der Araber in Nordafrika die Berber gab. Sie waren christlich. Es gab in Nordafrika mehr Bischöfe als in Westeuropa. Die Leute heute vermischen Araber und Berber sowie Araber und Islam,

obwohl die Christen, die heute massakriert werden, Araber sind. Es gibt also wiederum historische Unkenntnis. Doch gleichzeitig muss man Reue für den Kolonialismus zeigen und darf nicht auf historische Tatsachen hinweisen. Wenn man es dennoch tut, gilt man als Rassist oder Kolonialist. Dazu muss man anmerken, dass es ironischerweise die Linke war, die die Kolonialisierung wollte, um den Völkern Aufklärung und Fortschritt als universale Werte zu bringen. Die radikale Rechte war gegen die Kolonialisierung.

Im Islam gibt es die Taqiyya. Kann es dennoch zu einem fruchtbaren Dialog kommen zwischen dem Westen und der islamischen Welt?

Sicherlich, das stimmt, was Sie hinsichtlich der Verschleierungskunst, der Taqiyya, sagen. Hier müsste zuallererst die Frage nach den zwei Typen von Koranversen erörtert werden: einerseits die Verse aus der Zeit, als der Prophet und seine Gefolgsleute noch in der Minderheit waren, andererseits die Verse, die den Aufbau der muslimischen Gesellschaft betreffen, nachdem er die Herrschaft erlangt hat.

Weiter fehlen uns in Frankreich leider sunnitische Intellektuelle, mit denen wir wirklich einen Dialog führen könnten. Der Einzige, den ich kenne, ist der Enkel des Gründers der Muslimbruderschaft, Tariq Ramadan. Er ist extrem intelligent. Doch als Enkel eines Muslimbruders hat er nicht dieselbe Vision von der Nation wie wir Franzosen. Seine Sicht ist nicht westlich. Unter bestimmten Gesichtspunkten kommt sie eventuell dem angelsächsischen Modell entgegen, doch vor allem entspricht sie der politischen Agenda der Muslimbrüder.

Was ist der Kern des Problems zwischen dem Islam und der westlichen Welt?

Zwei Zivilisationen, zwei Konzepte vom Zusammenleben treffen aufeinander. Die wichtigste Frage ist das Verhältnis der Religion zur Person. Das Christentum ist eine semitische Religion, die über den heiligen Paulus und Griechenland bei uns angekommen ist. Das ist sehr wichtig.

Die Religion hat sich weiterentwickelt und die Frage nach der Person als freidenkendem und eigenverantwortlich handelndem Menschen integriert. Dies ist im

Katholizismus und vor allem im Protestantismus geschehen. Ohne jetzt auf die These Max Webers im Einzelnen eingehen zu wollen, kann man dies beispielsweise an der Depression des protestantischen Menschen sehen, der keinen Mittler zwischen sich und Gott hat, während dem Katholiken der Priester als Mittler dient.

Man sieht ähnliche Fragen auch in den Islam. Beispielsweise erkennen der Sufismus und die Schia in gewisser Weise Heilige an. Die Wahhabiten dagegen glauben, dass es nur Gott gibt. Nach ihrer Auffassung kann es keine Heiligen geben. Deshalb auch die Zerstörung der Mausoleen in Mali. Nebenbei bemerkt ist dieses Glaubenskonzept dem afrikanischen Islam im Prinzip fremd. Ja, es gibt also zwei Zivilisationen, die sich feindlich gegenüberstehen.

Ist der französische Laizismus eine effektive Waffe gegen den radikalen Islam?

Im Gegensatz zu dem, was die Linken behaupten, ist der Laizismus keine Erfindung der Französischen Republik. Die Könige hatten ihn bereits in Ansätzen entwickelt, und die Basis findet sich in den Evangelien: «Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gebührt, und Gott, was Gott gebührt.» Das ist die Trennung des Weltlichen und des Geistlichen. In keiner anderen Religion als im Christentum ist die Idee von der freien und verantwortlichen Person so weit entwickelt worden. Im Islam ist das nicht der Fall. Die wichtigste Frage, die den Islam und den Westen trennt, ist die Rolle des Individuums. Wenn es kein freies und selbstverantwortliches Individuum gibt, kann es auch keinen Laizismus geben. Die grosse Frage lautet also, ob der Islam in die Republik und die Demokratie integrierbar ist.

Woraus resultiert die Stärke des Islam?

Der sunnitische Islam, heute leider sehr stark vom Wahhabismus beeinflusst, hat gegenwärtig eine grosse Kraft. Die modernen westlichen Gesellschaften haben kein Verhältnis mehr zur Transzendenz und haben vergessen, dass Wissenschaft und Glaube zusammengehören. Mit der Wissenschaft kann die menschliche Intelligenz existenzielle Fragen nur bis zu einem gewissen Grad beantworten, und das ist einer der Gründe für die Entstehung von Kunst, Poesie, Malerei, Musik. Es ist eine Funktion der Religion, zu versuchen, auf eine andere Art und Weise Antworten auf die Fragen des Lebens zu geben.

Ich denke, ab einem bestimmten Niveau von metaphysischer Sensibilität suchen alle Weisen die gleiche Wahrheit, unabhängig davon, ob sie Christen, Muslime, Juden oder etwas anderes sind. Allerdings suchen sie auf unterschiedlichen Wegen.

Das Problem ist, dass der sunnitische Islam, so wie wir ihn unter dem Einfluss der wahhabitischen Sekte kennen, sich weigert, anzuerkennen, dass es verschiedene Wege zur Gottesfindung gibt. Es ist das Problem eines exklusiven Systems. Entweder ist man Teil der Gemeinschaft, der Umma, oder man ist ausserhalb. Wenn man ausserhalb ist, muss man entweder zum Übertritt zur Umma gezwungen werden, oder aber man gehört ausgerottet. Das ist das grosse Problem. Ich denke, dass nicht nur die Institutionen und die politische Klasse Frankreichs auf dieses Problem nicht vorbereitet sind, sondern auch die katholische Kirche. Sie ist überhaupt nicht darauf vorbereitet. Sie ist sehr naiv. Sie kennt nichts vom Islam, nichts von seiner Zivilisation und nichts von seiner Weltanschauung.

Was ist Ihre Prognose hinsichtlich des Islam in Frankreich?

Man sagt oft, dass das, was man in den Gefängnissen und Krankenhäusern sieht, der Gesellschaft um zwanzig Jahre voraus ist. An einem meiner letzten Arbeitstage im Krankenhaus sah ich einen jungen Mann, der wegen zahlreicher Gewaltakte inhaftiert war und mehrfach das Gefängnis hat wechseln müssen. Inzwischen ist er zum radikalen Islam konvertiert, trägt die Dschellaba et cetera.

«Die wichtigste Frage, die den Islam und den Westen trennt, ist die Rolle des Individuums.»

Am Beispiel dieses Mannes ist mir die Evolution eines gewöhnlichen Kriminellen in Richtung Islamist klargeworden. Warum? Weil der radikale Islam einem Leben zwischen Gewalt und Gesetzesbrüchen einen Sinn geben kann. Man kann der Gewalt einen Sinn geben, wenn sie für «die gute Sache» eingesetzt wird. Man kann eine Bank ausrauben, um für die islamische Sache Geld beizusteuern. Aus der Perspektive eines Bankräubers ist das wunderbar: Sein Lebensstil bekommt Sinn, das Böse, das er tut, wird zum Guten. Geld zu rauben, ist zwar an sich böse, doch wenn er das Geld für den Bau einer Moschee spendet, wird es rein, halal. Dieses System ist extrem einfach und kann extrem schnell einem Leben ausserhalb des Rechtssystems einen Sinn geben. Psychologisch gesehen, ist es für einen Kriminellen wunderbar. Er kann alles tun, was er will, und es ist noch gut, wenn er es für die «gute Sache» tut. Darüber hinaus ist der Übertritt zum Islam extrem schnell und einfach möglich.

Man muss sich nicht lange mit einem Priester oder Rabbi darauf vorbereiten, sondern es genügt, zu sagen: «Allah ist gross und Mohammed ist sein Prophet», fünfmal

täglich zu beten und die Hadsch nach Mekka zu machen, wenn es einem möglich ist. Dieses System ist extrem einfach und extrem effizient. Die moderne Gesellschaft ist darauf überhaupt nicht vorbereitet und hat keine Antworten darauf. Man kann sagen: Zu viel Freiheit tötet die Freiheit. Es gibt Menschen, die unter zu viel Freiheit leiden und nach einem Ordnungsrahmen für ihr Leben suchen.

Kommen wir nun zur Situation in den Gefängnissen: Können Sie kurz darlegen, wie es dazu kommen konnte, dass sich gerade die Gefängnisse zu einem Ort der Propagierung der radikalsten Versionen des Islam entwickeln konnten?

Nach den islamistischen Attentaten der achtziger und neunziger Jahre wurden die Täter inhaftiert, doch sie begannen in den Gefängnissen, die Mitgefangenen zum Übertritt zum Islam zu bewegen und für Aufruhr zu sorgen. In Frankreich ist es üblich, dass man Häftlinge, die Unruhe stiften, in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf diese Weise ist das gesamte Gefängnissystem mit dem radikalen Islam in Berührung gekommen. Der sunnitische Islam in den französischen Gefängnissen (und übrigens auch in den Krankenhäusern) ist sehr einfach und wenig intellektuell.

Ist bekannt, ob die Saudis und Katarer auf das Leben im Gefängnis direkten Einfluss nehmen?

Ich kann es nicht genau sagen. Mir liegen keine Daten dazu vor. Ich habe allerdings Folgendes erlebt: Eine marokkanische Wohltätigkeitsorganisation, deren Aufgabe es ist, Marokkanern, die im Ausland in Schwierigkeiten geraten sind, zu helfen, verteilte während des Ramadan Hunderte von Paketen mit Koranversen und Datteln im Hochsicherheitsgefängnis von Clairvaux. Eigentlich hätten von den 140 Häftlingen nur zwei oder drei Anspruch auf die Hilfe dieser Organisation gehabt. Das Problem sind die Finanzflüsse aus dem Ausland bei diesen Hilfsorganisationen. Uns bleibt dann nichts anderes übrig, als festzustellen, dass sich die Gefangenen zu einem radikalen Islam bekehren wie in Saudi-Arabien.

Herrscht im Gefängnis das Recht der Scharia?

So kann man das vielleicht nicht sagen, aber es gibt zwei Phänomene. Das erste sind die Übertritte zum Islam, das zweite ist das Kräfteverhältnis zwischen Muslimen und Nichtmuslimen. Die Bandenchefs, die sogenannten *caïds*, sind Muslime. Diejenigen, die mit ihnen die Zelle teilen müssen, können eine bessere Behandlung erwarten, wenn sie ebenfalls Muslime sind. Sie können auch mit mehr Nahrung rechnen.

Vor allem während des Ramadan passiert es häufiger, dass diejenigen, die keine Mus-

lime sind und nicht tagsüber fasten, am Ende des Tages weniger zu essen bekommen als die fastenden Muslime. Muslimische Gefangene weigern sich, während des Ramadan Essen zu verteilen, oder sie weigern sich, Essen zu verteilen, das für sie nicht rein, also halal ist. Daneben gibt es aber auch Druck auf und Gewalt gegen nichtmuslimische Gefangene, damit sie zum Islam übertreten. Viele werden also Muslime, weil sie dann Ruhe haben und nicht mehr so stark belästigt werden. Viele Übertritte zum Islam haben also kaum etwas mit einer religiösen Erfahrung oder mit Metaphysik zu tun.

Darüber hinaus gibt es ein weiteres Phänomen, das langfristig zu einem Problem der inneren Sicherheit im Lande werden könnte: die Gefängnisaufseher nordafrikanischer Abstammung. Es kommt vor,

mit den Gefangenen unter einer Decke stecken?

Bei einigen jungen Aufsehern besteht dieses Risiko mit Sicherheit. Entweder aus Naivität, was auf eine fehlende Professionalität schliessen lässt, oder aber, was sich objektiv allerdings schwer messen lässt, in subversi-

«Liberalisierungsmassnahmen im Gefängnis sind sehr gefährlich.»

ver Absicht, um die Kontrolle zu erlangen. Langfristig kann man nicht ausschliessen, dass dies absichtlich geschieht. Doch heute ist meiner Meinung nach die fehlende Professionalität das grössere Problem. Die Aufseher sind sich nicht bewusst, dass sie sehr gefährliche Menschen vor sich haben, die

nicht nach oben weitergegeben. Um einen solchen Zustand wieder abzuschaffen, müsste man das gesamte Gefängnis leeren, alles durchsuchen und dann erst wieder die Gefangenen zurückkommen lassen.

Abgesehen davon ist es extrem schwierig, Menschen Freiheiten wieder zu nehmen, die man ihnen gegeben hat, obwohl sie sie eigentlich nicht hätten haben dürfen. Ein einfaches Mittel, um gegen so manche Probleme in den Gefängnissen zu kämpfen, wäre die Anwendung der gesetzlichen Sicherheitsvorschriften, so wie sie vorgegeben sind.

Weshalb werden die gesetzlichen Sicherheitsvorschriften nicht angewandt?

Weil wir in einer Gesellschaft leben, die ein fundamentales Autoritätsproblem hat. Wir haben vergessen, dass Autorität normalerweise auf Wissen und Kenntnis mit dem Ziel des Schutzes des Schwächsten beruht. Heute sehen wir in der Autorität nur noch den Aspekt der Durchsetzung und nicht mehr den des Schutzes. Seit einigen Jahrzehnten wollen wir in allen Bereichen des Lebens autoritäre Strukturen abbauen, selbst im Gefängnis.

Das Problem dabei ist, dass die Gefängnisinsassen ein sehr besonderer Schlag Menschen sind. Man könnte sagen, es ist ihr «Beruf», permanent geltendes Recht zu umgehen oder zu übertreten. Sie denken an nichts anderes den ganzen Tag. Und deshalb sind solche Liberalisierungsmassnahmen im Gefängnis sehr gefährlich. Ich bin von Beruf klinischer Psychiater. Wenn mir zu meiner Zeit als Assistenzarzt Gefangene vorgestellt wurden, sagten diese immer, sie seien unschuldig. Sie wussten, dass sie etwas verbrochen hatten, und hatten ein schlechtes Gewissen. Heute dagegen sagen die Gefangenen sofort, dass sie schuldig sind, aber sie sind nicht mit der Strafe einverstanden. Sie haben keinen Zugang mehr zur Frage nach dem Guten und Bösen. Ein Mord wird in ihrem Weltbild durch ein Jahr Gefängnis abgegolten, denn das menschliche Leben hat keinen Wert mehr an sich.

Man merkt, dass es eine Verrohung im menschlichen Leben gibt. Wir haben es mit Menschen zu tun, die einen sehr niedrigen Bildungsstandard haben und einen extrem einfachen Islam praktizieren – ihre Beziehungen zu Frauen sind äusserst kompliziert. Bei einem meiner letzten Besuche in einem Hochsicherheitsgefängnis erfuhr ich, dass man aus einem Stockwerk alle weiblichen Aufseher entfernt hatte, weil die Gefangenen keine Frauen wollten. Das ist absolut nicht zulässig, jedem Uniformträger muss der gleiche Respekt gezollt werden. Doch um den sozialen Frieden im Gefängnis zu haben, geben viele Direktoren den Forderungen der Gefangenen nach. Damit gibt man den Gefangenen gegen das herrschende Recht recht. Absurd. ○



«Das Problem wird unterschätzt»: Gefängnis im französischen Fleury-Mérogis.

dass sie mit den Gefangenen auf Arabisch sprechen. Das ist gegen die Regeln der französischen Republik und versetzt die französischen Aufseher, die natürlich kein Arabisch verstehen, in eine prekäre Lage, weil sie nicht wissen, was ihre Kollegen und die Gefangenen miteinander besprechen. Die Folge dessen ist, dass sich einerseits innerhalb der Wachmannschaften Fronten bilden und dass es andererseits aus Sicht der Gefangenen «gute» und «schlechte» Aufseher gibt. Diese Zweiteilung ist sehr gefährlich für die Sicherheit im Gefängnis.

Kann man daraus ableiten, dass bei den arabischstämmigen Aufsehern das Risiko besteht, dass sie indirekt gegen den französischen Staat operieren und zum Teil

jegliche Lücke im Vollzug ausnutzen. Es gibt quasi eine ethnische Bevorzugung. Das ist sehr gefährlich.

Was wird gegenwärtig gegen diese Probleme unternommen?

Zu wenig. Das Problem wird unterschätzt oder kleingeredet. Dazu muss man wissen, dass die Justizverwaltung wie alle Verwaltungen nach sowjetischem Muster funktioniert. Die untergeordneten Stellen liefern nie negative Berichte an ihre Vorgesetzten. Ein Beispiel soll das illustrieren. Normalerweise müssen die Zellentüren in den Hochsicherheitsgefängnissen abgeschlossen sein. Doch ich habe einige Gefängnisse besichtigt, in denen die Türen offen waren und sich die Gefangenen frei bewegen konnten. Doch Informationen über solche Zustände werden

«Wir sind nicht Charlie»

Da wir nun alle so «Charlie» sind, so «gratismutig» im Angesicht des Todes, dieses blutigen Mordes in Paris, muss ich gestehen: Ich bin es nicht. Ich bin feige. Ich möchte nicht sterben.

Von Matthias Matussek

Sicher, die frechen und nicht immer geistreichen Künstler-Angreifer des Satiremagazins *Charlie Hebdo* hatten Mohammed beleidigt; nicht nur ihn übrigens, das sei hier kurz erwähnt, sondern auch immer wieder und durchaus eklig die katholische Kirche, was mich allerdings bisher nie veranlasste, in ihren Büros mit der Kalaschnikow aufzutreten.

Zu meiner Feigheit: Vor einigen Wochen war ich zu einer Talkshow eingeladen, zum Thema Toleranz. Notgedrungen kam die Rede auf den Islam. Und da rutschte mir raus, dass ich den Koran mit all seinen mörderischen Strafen für die Erfindung eines nicht sehr sympathischen Kriegsherren halte, der im siebten Jahrhundert Visionen hatte.

Gut, ich habe mich drastischer ausgedrückt, weniger kultiviert, eher mit einer derben mündlichen *Charlie Hebdo*-Karikatur. Ein paar Tage nach der Aufzeichnung wurde mir mulmig, und ich bat die Redaktion, den Satz rauszuschneiden zu lassen, schliesslich habe ich Familie und hänge irgendwie an diesem Leben.

«Wir haben doch Meinungsfreiheit»

«Ach», hiess es dort grosszügig, «wir haben doch Meinungsfreiheit, das ist nicht wild.» «Na klar», dachte ich, «für euch nicht, ihr Pappnasen, aber für mich könnte es wild werden!»

Die Sendung ist ungeschnitten ausgestrahlt worden, und ich lebe noch. Was es mir ermöglicht, immerhin das noch zu sagen: Längst ist die Meinungsfreiheit bei uns nicht mehr nur von den Islamisten bedroht, sondern von innen, von einer Schweigespirale, an der wir Presseleute mitarbeiten, in vorausweisendem Gehorsam, aus Gedankenfaulheit oder in fürsorglicher Belagerung der Leserschaft, leicht überheblich, um sie zur rechten, das heisst im Falle der deutschen Presse überwiegend linksgrünen Gesinnungsart zu führen, die im «Islamfeind» gleich den «Rassisten» sieht, und in dem steckt der Faschist.

Das Volk, «der grosse Lümmel» (Heine), muss erzogen werden. Merke: Gefahr geht immer von rechts aus. Und wenn sie mal vom Islamisten ausgeht, dann stecken trotzdem Rechte mit drin.

Diese einfache Wandtellergewissheit wandert querbeet durchs politische Geschäft und durch das der Kolumnisten.

Da war die Neujahrsbotschaft der Kanzlerin, tatsächlich ganz besorgte Mutti, allerdings auch eine entsetzlich bevormundende, sie gängelte, was einen schalen Geschmack hinterliess. Geht nicht demonstrieren, sagte sie:



Der angebliche Schandfleck ist enorm gewachsen: Demonstration von Pegida in Berlin.

«Diese Leute haben Vorurteile, bisweilen auch Hass in ihren Herzen.»

Mit einer gewissen Konsequenz wächst seitdem der Strom der Pegida-Demonstranten, jener leicht drolligen Vaterlandssucher und Verlorenen und, sicher, Kleinbürger, aber das ist kein Verbrechen. Die gehen nun aus Angst vor dem Islam auf die Strasse. Aus berechtigter Angst, wie wir gerade erleben. Diese Angst allerdings zu artikulieren, ist «nicht hilfreich». Besser runterschlucken, sonst gnade dir Gott, oder, genau so mächtig in unseren Zeiten, die öffentliche Ächtung.

Hilfreich dagegen sind Sprachregelungen, die wie ein Tanz durchs Nirgendwo sind.

Es gilt: Was immer passiert, ob bei diesem jüngsten Terrorakt oder all den anderen davor (sowie bei allen, die noch kommen werden): Wenn es Tote gibt und «Allahu akbar» gerufen wird, hat das *nichts* mit dem Islam zu

tun. Höchstens mit Islamismus, was allerdings ein ziemlich schmaler Spalt ist, durch den das Volk da soll, das Publikum dieser offiziellen Doktrin, gedanklich und mental, weil ja doch all die Grausamkeiten im Koran abgesegnet sind. Im Kampf gegen die «Kuffar», also gegen Christen und Juden, die letztlich sowieso verloren sind, wenn sie sich nicht freiwillig unterwerfen und konvertieren. Ziel: das Weltkalifat.

Wüstenstaub und siebtes Jahrhundert wehen einen an aus diesen Seiten. Erobererliteratur, Kriegsliteratur, streng genommen. Doch in ihr steht die Gebrauchsanweisung für den Alltag 2014. Selbst das Steinigen ist wieder auf der Welt. Und das gilt es offenbar zu respektieren, jede Religion hat ihre Vorschriften.

Selbstverständlich sind die Muslime bei uns friedlich. Es sind nur bisweilen ihre Söhne, die sich freiwillig zum Dschihad melden, auf der

Suche nach Action, nach einer Lizenz zum Töten, gemeinsam mit anderen, mit konvertierten Teenagern, die des Ballerns auf ihren Spielkonsolen überdrüssig sind, da ist die Religion schon wieder zweitrangig – bei einem jungen britischen Dschihadisten hat man Buchbestellungen wie «Islam for Dummies» ermittelt, es musste schnell gehen.

Schleier über der Wahrheit

Das Verarbeitungskunststück unserer Vorkoster nach dem Pariser Massaker war absolut sehenswert. Erste Reaktion: Trauermine, sicher, aber sofort die Mahnung gegen rechts. Manchmal gab's die Mahnung gemeinsam mit der Nachricht, NTV meldete: «Nach dem Terroranschlag von Paris – CDU warnt AfD und Pegida.»

Überhaupt war es wichtig an diesem Abend, neben, klar, der Trauer, Pegida zu bekämpfen, weil Pegida offenbar Schuld an dem Attentat war. FAZ-Herausgeber Berthold Kohler bog sich zu Beweiswecken eine skurrile Metapher zu recht, das Blut der Opfer nämlich verwandelte sich bei ihm in Wasser, und das wiederum floss auf die Mühlen von Pegida.

Ein zweiter Gedanke war darübergelegt, nämlich die Mitschuld von Pegida an diesem Anschlag auf die freie Presse. Schliesslich waren sie es, die den Begriff «Lügenpresse» erfanden. Das und die Tatsache, dass auch die Islamisten die freie Presse nicht mögen, beweist, dass Pegida mit den Terroristen in einem Boot sitzt.

Der Verband der deutschen Zeitungsverleger hat diese Perfidie von einem Karikaturisten in Szene setzen lassen: Pegida-Demonstranten im Hintergrund und vorne zwei Attentäter, von denen der eine sagt: «Die reden ja nur, wir handeln.» Sie also, das Pack, im Boot des Verderbens, und wir Leitartikler in dem anderen, in dem der Helden: «Wir sind Charlie.»

Allerdings wurde *Charlie Hebdo's* Vermächtnis merkwürdig verstanden. Deren Redakteure hatten ihre antiislamischen Provokationen mit dem Leben bezahlt, während unsere statt des Islam doch eher, na wen wohl, Pegida aufs Korn nahmen. Eine klassische Übersprungshandlung.

In dem Bemühen, die islamische Welt nicht zu verstören, hat sich ein Schleier aufs Land gelegt. Und auf die Wahrheit. So ist es zum Beispiel mittlerweile Brauch, bei antisemitischen Übergriffen die Herkunft der Täter möglichst lange nicht zu nennen – wenn sie islamisch ist.

Was zum Beispiel der Fall war bei jenem Synagogenbrand, der zum letzten «Aufstand der Anständigen» führte. Ex-Kanzler Schröders Links-Grüne hatten die Republik zum Kampf gegen «rechte Glatzen» aufgefordert – die Täter jedoch waren ein Marokkaner und ein Palästinenser.

Nachrichten, das Geschäft der Presse, sind offenbar ein vorsichtiges, homöopathisches Unternehmen geworden. Noch bis in die späten Abendstunden sprach die ARD nur von einem

«mutmasslich islamistischen» Verbrechen. Spät in der Nacht lud Plasberg – hart aber fair – eine Runde von Islamverstehern zu sich, die sich einig darin waren, dass die Sache «nichts mit dem Islam zu tun hat», und Michel Friedman glänzte einmal mehr dadurch, dass er die Islamkritiker, warum auch immer, als «Rassisten» beschimpfte.

Sigmar Gabriel vermied die Wörter «Islam» oder «Islamismus» peinlichst in einer ersten Reaktion und warnte nach rechts. Sein SPD-Parteifreund Heiko Maas, Justizminister, hatte ja die islamkritischen Pegida-Demonstranten schon vorher einen «Schandfleck für Deutschland» genannt. Nun, der Schandfleck, den der SPD-Justizminister in den Pegida-Demonstranten sah und sieht, ist enorm gewachsen – rund die Hälfte der Deutschen sympathisiert mit dieser merkwürdigen rechten ausserparlamentarischen Opposition. Nur haben sie mittlerweile gelernt, nicht öffentlich darüber zu reden. Sie werden sich bei den kommenden Wahlen ganz sicher mit ihren Stimmzetteln äussern.

Natürlich habe ich auch Angst. Siehe Anfang. Doch wenn ich mir die Generalmobilmachung der letzten Woche aus Politik, Presse, Kirchen

Charlie Hebdo hätte bei uns gar keine Chance, der Ächtungsdruck wäre zu gross!

und Show-Leuten gegen Pegida anschau, krieg ich auch Angst, um mich, um meine Haltung, um meinen Beruf, denn ich weiss: Der Terror hat gewonnen.

Wenn alle in die gleiche Richtung marschieren, krieg ich ganz schwere Füsse. Und wenn Sprachregelungen getroffen werden, bekomme ich Atemnot. Dabei geht es mir erst mal gar nicht um die Parolen, sondern um das Recht auf Meinungsfreiheit.

Scharia wird geduldet

In Wahrheit ist keiner von uns «Charlie», auch wenn wir uns – aus Solidarität und Grandiosität – so nennen. In Wahrheit hätte *Charlie Hebdo* bei uns gar keine Chance, der Ächtungsdruck wäre zu gross! Vor zwei Jahren, als *Charlie Hebdo* seine beleidigenden Karikaturen brachte, schäumte die linke Multikulti-Intelligenz – von SZ bis Grass – über diese Beleidigung religiöser Gefühle. Oft waren es die gleichen Leitartikler, die angesichts antikatholischer Entgleisungen ungeführt «aushalten» empfehlen.

Unser Verständnis dem Islam gegenüber geht dagegen sehr weit, wir dulden Zwangsverheiratungen, Verschleierungen, ja sogar die Scharia, wenn eine Frankfurter Richterin die Prügelstrafe eines Mannes an seiner Ehefrau mit dem Hinweis auf eben die Sharia-Gesetzgebung entschuldigt. Da sind die Vorschläge, «Weihnachtsmärkte» in «Wintermärkte» umzuwidmen oder ein Sternsingertreffen in Pots-

dam zu untersagen, weil es eine «religiöse Vereinnahmung» bedeuten würde. Gleichzeitig wird vorgeschlagen, muslimische Lieder in unseren Kirchen zu singen.

Das macht mir Angst, dieser Herdentrieb. Das verursacht Übelkeit. Das ist die totalitäre Gefahr, egal, ob sich die geächteten Demonstranten Pegida nennen oder «Interessengemeinschaft zur Einführung des Verzehrs von Kindern».

Wie sagte der italienische Schriftsteller Ignazio Silone: «Wenn der Faschismus wiederkehrt, wird er nicht sagen: <Ich bin der Faschismus.> Nein, er wird sagen: <Ich bin der Antifaschismus.>»

Heutzutage sagt er: «Ich bin eine Religion, rührt mich nicht an.»

Nach den Morden von Paris hätte ich mir Massenproteste von Muslimen in unseren Strassen gewünscht, einen grossen Aufschrei unter dem Titel: «Nicht in unserem Namen». Es blieb ruhig, sehr ruhig, wieder einmal. Tatsächlich war mehr Lametta, als der (vom Verfassungsschutz beobachtete) islamistische Verband Milli Görüs untergehakt wurde beim Marsch der Anständigen gegen die Islamkritiker. Und Heiko Maas, SPD-Justizminister, geht in eine Moschee, um seine Solidarität zu bekräftigen. Wäre ein Synagogenbesuch nicht angebracht gewesen – schliesslich starben Juden bei der auf das Massaker folgenden Geiselnahme in einem jüdischen Supermarkt.

Bereit zur Unterwerfung

Wäre es nicht an der Zeit für die muslimische Welt, den Aufforderungen des ägyptischen Präsidenten al-Sisi zu einer grossen islamischen Kurskorrektur zu folgen? Zu einer Revolution? Zu einem neuen Verständnis der Bücher?

Während Merkel in ihrer Neujahrsansprache mit den Islamkritikern ins Gericht ging, sprach der ägyptische Präsident zu Neujahr Klartext: «Wir Muslime sind 1,6 Milliarden», rief der ägyptische Präsident aus, «wir können nicht die übrigen sieben Milliarden umbringen, nur um leben zu können.»

Wo uns die Geschichte des Islam hinführen wird? Vielleicht ja in jene heitere, sedierte, schöne neue Welt, die Michel Houellebecq in seinem satirischen neuen Roman entwirft. Houellebecq, der den Islam früher mal eine Idiotenreligion nannte, erträumt eine Zukunft der «Unterwerfung», so der Titel seines anarchistischen Meisterwerks (Kritik Seite 56).

Eine Art Pegida mit dem Namen «Ureinwohner Europas» hat sich noch gewehrt, doch die Mehrheit ist bereit zur Unterwerfung. Alle sind glücklich. Die Frauen bleiben zu Hause und kümmern sich um die Kinder, und die Männer geniessen die Polygamie.

Hm, Moment, das allerdings wäre ein Argument. Folgsame, biegsame Frauen, die die Hausarbeit machen?

Wie war das noch mal mit dem Islam? ○

Das Profil der einsamen Wölfe

Die Attentäter von Paris weisen das Psychogramm von «geborenen Killern» auf, ihre religiösen Motive wirken aufgesetzt und austauschbar. Die Polizei hatte sie schon lange im Visier. Solche Täter frühzeitig zu erkennen und unschädlich zu machen, ist extrem schwierig und aufwendig. *Von Alex Baur*

1945 schickte die US-Armee Psychologen nach Deutschland, um die Seele von Nazigrößen zu erforschen. Rorschachtests etwa ergaben, wenig überraschend und banal, ein hohes Mass an Narzissmus und Gewaltaffinität bei Göring und Konsorten. Auch an den marxistischen (RAF, Brigade Rosse, Montoneros) und separatistischen (ETA, IRA) Terroristen des vergangenen Jahrhunderts bissen sich die Forensiker die Zähne aus. Handelte es sich um geborene Killer, oder wurden sie erst zu Mördern gedrillt? Diese zentrale Frage war stets umstritten. Das blieb sie auch, als sich die Fanatiker nach dem Zusammenbruch des Kommunismus zusehends religiösen Motiven, hauptsächlich dem Islamismus, zuwandten.

Im Nahen und Mittleren Osten, wo Terrororganisationen über etablierte soziale und militärische Strukturen verfügen, werden Attentäter systematisch herangezüchtet, kontrolliert und in enger Begleitung an ihre Opfer herangeführt. In der westlichen Hemisphäre ist dies kaum möglich. Hier gibt es zwar Prediger, die in Moscheen, Schulen und vor allem in Gefängnissen gezielt auf Seelenfang gehen. Doch die Täter handeln autonom und aus eigenem Antrieb, als *lone wolves* (einsame Wölfe), wie Sarah Teich vom israelischen Institute for Counter-Terrorism kürzlich in einer breit angelegten Studie aufgezeigt hat.

Makabres Monument

Auch die drei Terroristen, die in Paris letzte Woche ein Blutbad angerichtet haben, weisen die Merkmale von psychopathischen Selbstläufern auf. Dass die Gebrüder Said und Chérif Kouachi einen Ausweis in einem Fluchtauto zurückliessen, ist kaum ein Zufall: Dass ihre Konterfeis weltweit im TV ausgestrahlt werden, war das Ziel der Inszenierung. Amedy Coulibaly filmte sein Blutbad im Koscher-Markt mit einer GoPro-Minikamera, die er auf seiner Brust befestigt hatte, gleich selber.

Coulibalys an die Weltöffentlichkeit gerichtete Video-Message wirkte extrem gelassen. Die Mörder entschieden eiskalt, welche Geiseln erschossen und welche als Zeugen am Leben gelassen wurden. So viel Kaltblütigkeit lässt sich mit keiner Gehirnwäsche heranzüchten. So unverfroren agiert und tötet nur ein geborener Psychopath, dem ein Menschenleben, auch sein eigenes, wenig bis nichts bedeutet. Der religiöse Fanatismus ist für solche Täter der Auslöser, aber er ist letztlich austauschbar. Kampffideologien jeder Art ziehen solche



Psychopathologie des Selbstläufers: Amedy Coulibaly.

Psychopathen an wie der Dreck die Fliegen. Die Mörder von Paris weisen ein ähnliches Persönlichkeitsprofil auf wie die *school shooters* von Columbine (15 Tote, 24 Verletzte), Virginia (32 Tote, 29 Verletzte) oder Erfurt (16 Tote), aber auch wie Massenmörder vom Schlege eines Breivik (77 Tote, 319 Verletzte) oder eines Friedrich Leibacher (14 Tote, 15 Verletzte). Bei den Tätern handelte es sich partout um sozial mehr oder minder isolierte Versager, die sich selber mit einem spektakulären Abgang ein makabres Monument errichteten. Alle hatten ihre monströsen Verbrechen über Monate minutiös vorbereitet und dann, als hätte ein Autopilot die Kontrolle übernommen, von ruhiger Hand medienwirksam umgesetzt. Und sie handelten autonom. Die Attentäter von Paris behaupteten zwar wahlweise, dem IS oder al-Qaida anzugehören; doch konkrete Auftraggeber sind bislang nicht bekannt.

Das Muster des «einsamen Wolfes» findet sich bei sämtlichen islamistischen Terroranschlägen, die in den letzten Jahren Frankreich erschütterten, sei es im Fall des 21-jährigen Konvertiten Alexandre Dhaussy, der im Mai 2013 in Paris einem Soldaten ohne jede Vorwarnung die Kehle aufschlitzte, sei es im Fall des Franko-Algeriers Mehdi Nemmouche, der im letzten Mai vor einem jüdischen Museum in Brüssel ein Blutbad (vier Tote, ein Verletzter)



Isolierte Versager: Said (l.) und Chérif Kouachi.

anrichtete. In beiden Fällen sind die Prozesse hängig, doch namentlich Nemmouche hatte durch eine Reihe von Vorstrafen seine Gefährlichkeit hinlänglich bewiesen. Wie die Mörder von *Charlie Hebdo* war er in den Dschihad gereist, wie Coulibaly hatte er sein Blutbad mit einer GoPro-Kamera gefilmt, wie alle seine Nachahmer wurde er im Gefängnis zum Islamisten.

Sehr gut dokumentiert ist der Werdegang des Franko-Algeriers Mohammed Merah, der im März 2012 eine grässliche Blutspur (sieben Tote, sechs Verletzte) durch Toulouse zog, bevor er sich wild, um sich schießend, in den Kugelregen der Polizei stürzte. Das übliche Muster: zahllose Jugend- und Bewährungsstrafen, Therapien, Delikte, Bekehrung im Gefängnis. Dem jungen Mann wurden zwar viele Talente

nachgesagt, doch nirgends konnte er wirklich überzeugen. Dabei liess sich der französische Sozialstaat nicht lumpen. Vergeblich. Amedy Coulibaly wurde 2009 von Präsident Nicolas Sarkozy als Beispiel für eine gelungene Resozialisierung im Elysée-Palast empfangen. Wenige Monate später verübte er mutmasslich sein erstes Attentat.

Nachdem Merah wegen seiner Vorstrafen nicht in die französische Armee aufgenommen worden war, unternahm er eine Art Weltreise des Dschihad, nach Afghanistan, Pakistan und in den Nahen Osten. Alle möglichen Geheimdienste waren ihm auf den Fersen und erstaunlich gut über ihn informiert. Zum Teil kam ihnen der Datenschutz in die Quere, doch solange Merah keine konkrete Straftat nachzuweisen war, konnten sie auch nicht viel unternehmen. Der spät konvertierte Merah war nicht einmal ein Moscheegänger, seinen islamischen Fanatismus soll er sich über einschlägige Websites und Koranlektüre selber zusammengeschustert haben.

Enger Kontakt mit Nachrichtendiensten

Der französische Nachrichtendienst kontaktierte den jungen Mann mehrmals und versuchte, ihn als Informanten anzuwerben, was zu wilden Verschwörungstheorien führte. Tatsächlich machten die Franzosen das, was gemäss einem Insider auch Schweizer Nachrichtendienstler in solchen Fällen tun: Sie sprechen potenzielle «Gefährder» offen an – und nicht selten fühlen sich diese geehrt und zeigen sich gesprächig. Nur sagen sie in der Regel nichts, was juristisch gegen sie verwendet werden könnte. Gemäss Nachbarn konnte der doppelgesichtige Merah «mit der sanften Art eines Erzengels» die Menschen für sich einnehmen, was für einen Psychopathen geradezu typisch ist. Das Geld für seine Dschihad-Safaris und ein stattliches Waffenarsenal beschaffte er sich mit brutalen Raubüberfällen. Das Massaker, das auch er mit einer GoPro filmte, veranstaltete Merah gemäss Polizei in Eigenregie.

Nach den Attentaten von Toulouse wurde eine Reihe von Gesetzen beschlossen, welche die Verfolgung terroristischer Netzwerke und die Arbeit der Nachrichtendienste erleichtern sollen. Hoffnungen setzt man auch in die forensische Erforschung von Gewalttätern, auf dass man diese früher erkennen, kontaktieren und auf ihrem Weg ins Verderben zumindest stören könne. Die grosse Herausforderung ist es, die relativ kleine Anzahl von wirklich gefährlichen Gewalttätern möglichst frühzeitig aus der grossen Zahl von relativ harmlosen Querulanten, Maulhelden und Kleinkriminellen herauszufiltern, die oft ähnliche Merkmale aufweisen. Wenn der Autopilot einmal übernommen hat, stoppt sie keiner mehr.

Sarah Teich: «Trends and Developments in Lone Wolf Terrorism in the Western World», Herzliya, Oktober 2013. Download: <http://i-hls.com>

Unser Versäumnis

Auch wir friedfertigen Muslime tragen eine Mitschuld an der Gewaltbereitschaft der Extremisten. Wir haben sie ihre Taten begehen lassen. Von Jasmin El-Sonbati



Moderate Mehrheit: Muslime in der Schweiz.

In einem öffentlichen Verkehrsmittel kommt dieser Tage ein arabischer Zeitgenosse auf mich zu. Es freut mich immer, wenn sich unverhofft Gelegenheit für einen arabischen Schwatz ergibt, weswegen ich freudig darauf eingehe. Die Unterhaltung fängt mit dem üblichen Höflichkeitsgeplänkel an. Sie könnte sich in Harmlosigkeiten erschöpfen, wenn ich nicht, aus «aktuellem» Anlass, das Gespräch auf Paris gelenkt hätte. Was er denn dazu meine, will ich wissen, seine Verurteilung eigentlich vorausnehmend. Derweil der zirka vierzigjährige Mann an einer Antwort herumbastelt, verurteile ich die Islamisten, deren Gewaltbereitschaft und die, die sie dazu angestachelt haben. Aus meinem Mitfahrer sprudelt es daraufhin nur so heraus: Amerikaner, Europäer und natürlich Israel hätten sich gegen die arabische Welt verschworen, sie seien die wahren Verursacher des Unfriedens.

Nun, ich bin es gewohnt, Verschwörungstheorien aus arabischem Munde zu vernehmen. Hier und heute hätte ich es nicht erwartet. Es widert mich an. Wo bleibt das Mitgefühl für die Opfer, das gerade auch dieser Mann in unserem Gespräch als genuin islamischen Wert deklariert hat? Allah sei Dank, ich bin am Ziel. Die Verabschiedung bleibt verbal, der Mann reicht Frauen die Hand nicht zum Gruss. Ich suche schnell das Weite.

Diese Verblendung ist untypisch für die Mehrheit der Schweizer Musliminnen und Muslime. Der Schock über die Attentate sitzt tief innerhalb der muslimischen Gemeinschaft. Alle Verbände haben die Anschläge aufs schärfste verurteilt und sich zu Meinungs- und Pressefreiheit bekannt. Die zufällige Bekanntschaft tue ich trotzdem nicht als unbedeutende Bagatelle ab. Das einfach gestrickte Erklärungsmuster des eifrigen Moscheegängers steht für ein Dilemma innerhalb des Islam. Der friedfertigen, moderaten muslimischen Mehrheit steht eine gewaltbereite, randständige islamistische Minderheit gegenüber. Mein Verschwörungstheoretiker hat mit den Dschihadisten etwas gemeinsam: Beide bleiben aussen vor. Dennoch, wir müssen sie zur Kenntnis nehmen, selbst wenn wir am liebsten nichts mit ihnen zu tun haben würden.

Sicherlich ist die Zunahme des Extremismus zumindest in Frankreich auf eine misslungene Integration in den Banlieues zurückzuführen, hat die Interessenpolitik Amerikas und des Westens im Nahen Osten ebenfalls zum Erstarken des islamistischen Terrorismus beigetragen. Die Hauptschuld jedoch liegt bei uns Muslimen selbst. Jahrzehntlang haben wir den islamischen Diskurs den Ultrakonservativen überlassen. Wir haben uns zu wenig organisiert, um gegenzusteuern, um ein zeitgemässes Islamverständnis zu entwickeln. Was nützt es, sich liberal zu geben, ohne dafür einzustehen? Mitten in Europa haben extremistische Gruppierungen und Hassprediger die Radikalisierung vorangetrieben. Sie haben die Monster aus Paris mit erschaffen, und wir haben sie ihre Taten begehen lassen. Es ist an der Zeit, uns dies einzugestehen und uns einer kritischen Selbstanalyse zu unterziehen. Muslimische Erziehungsberechtigte, Religionsverantwortliche, Praktizierende, Säkulare dürfen sich nicht aus der Verantwortung stehlen und so tun, als handle es sich bei den Brüdern Kouachi und Konsorten um ein paar der Herde abtrünnig gewordene Schafe. Die Betroffenheitsbekundungen von muslimischer Seite sind aufrichtig, aber schöne Worte allein genügen nicht. Der Islam und wir Muslime müssen uns reformieren. Mit Verstand, Entschiedenheit und im Geiste von *Charlie Hebdo* mit einer gesunden Prise Humor!

Jasmin El-Sonbati, 54, ist Gymnasiallehrerin, Autorin und Mitbegründerin des Forums für einen fortschrittlichen Islam in Zürich.

«Wir stehen in einem Krieg»

Der frühere Nachrichtendienstchef und Sicherheitsexperte Peter Regli analysiert die Attentate von Paris aus Schweizer Sicht und meldet Bedenken an zur Wehrbereitschaft des Landes.

Von Roger Köppel und Salvatore Vinci (Bild)

Herr Regli, haben die französischen Sicherheitsbehörden im Fall *Charlie Hebdo* versagt? In diese Richtung drückte sich zumindest Premierminister Manuel Valls aus.

Von Versagen sollte man hier nicht sprechen. Demokratische Rechtsstaaten gewichten Freiheit gerne höher als Sicherheit. In Frankreich ist die Situation enorm schwierig. Es gibt eine derart grosse Zahl möglicher gewaltbereiter Islamisten, dass es praktisch unmöglich ist, immer den richtigen, gewaltbereiten rechtzeitig zu erkennen. Einsame Wölfe können zu oft durch ein Überwachungsnetz schlüpfen.

In der Schweiz betonten Polizeiverantwortliche und Bundesräte nach dem Massaker vor allem: Die «offene Gesellschaft ist verletzlich». Gegen Terroristen, die zu allem entschlossen seien, könne man faktisch nichts oder nur wenig tun. Ist es klug, die eigene Wehrlosigkeit in einem solchen Moment herauszustreichen?

Mir scheint, dass die Leute, die so etwas sagen, ihre Verantwortung nicht voll übernehmen wollen. Der Kampf gegen den Terrorismus ist durchaus auch erfolgreich. In Europa konnten mehrere Anschläge vereitelt werden, Terroristen wurden rechtzeitig aus dem Verkehr gezogen.

Haben die Schweizer Behörden gut oder schlecht reagiert auf die Anschläge?

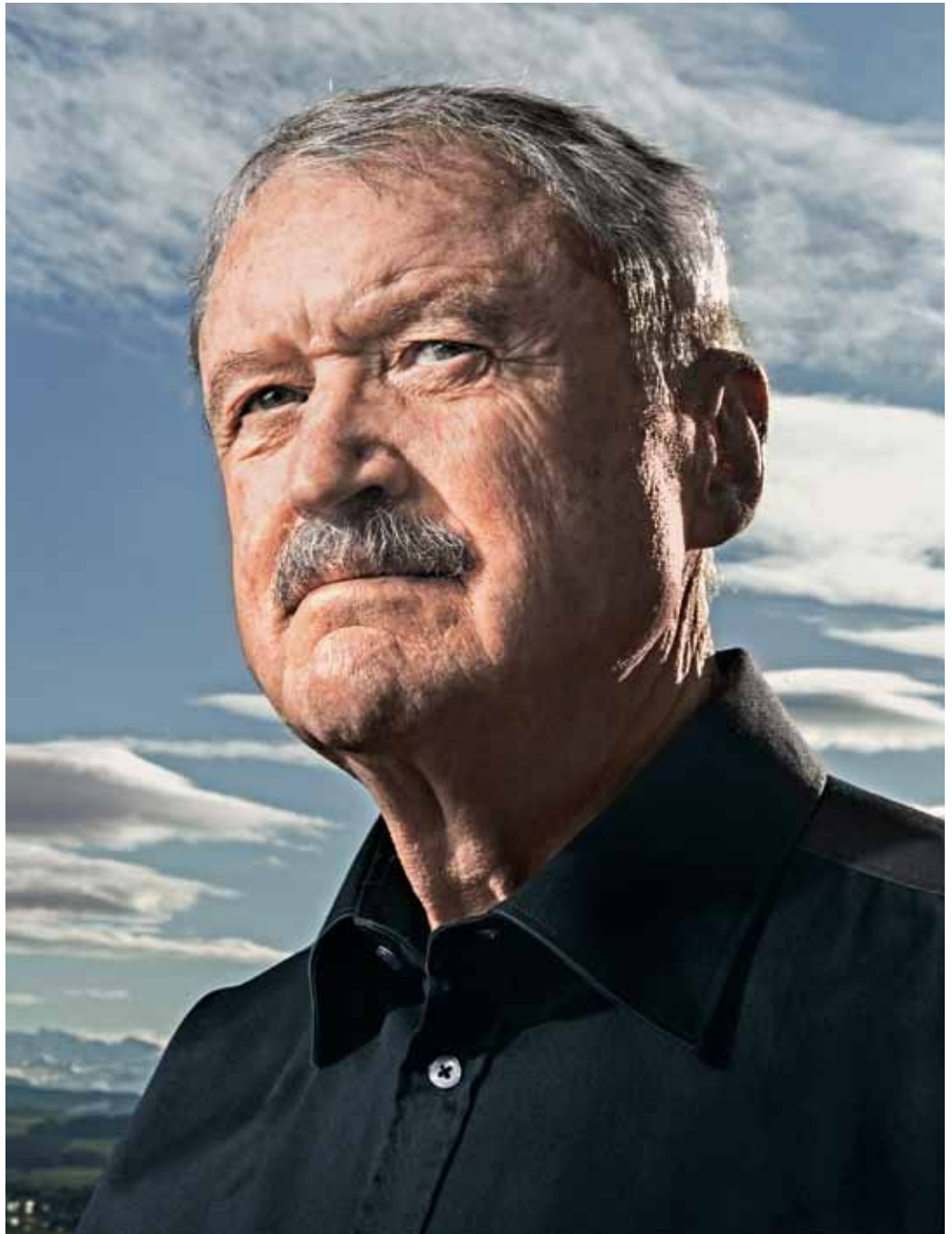
Sie scheinen angemessen gehandelt zu haben. Ich finde es auch gut, dass unsere Bundespräsidentin am Sonntag in Paris mit der Botschaft mitmarschierte: «Die Freiheit ist uns wichtig. Wir weichen nicht zurück.»

Müsste ein Staat, auch wenn er nicht direkt Ziel war, nicht noch entschiedener seinen Wehrwillen zum Ausdruck bringen? Ansage: «Polizei und WK-Truppen sichern empfindliche Infrastrukturen und schützen Menschen.»

Das wäre eine Überreaktion gewesen. Die Terroristen hätten sich gefreut: «Seht her: Wir haben sie eingeschüchtert.» Solche Massnahmen dürfen nur dann ergriffen werden, wenn es eindeutige nachrichtendienstliche Anzeichen konkreter, nicht diffuser Gefahren gibt.

Wie gross ist die islamistische Gefahr in der Schweiz?

In Europa ist die Gefahr gross. Die Schweiz steht noch etwas im Windschatten. Sie ist aber von den Bedrohungen



«62 Dschihad-Kämpfer aus der Schweiz»: ehemaliger Nachrichtendienstchef Regli.

auch betroffen. Wir müssen streng zwischen der islamistischen Ideologie und der rechtmässigen Religion unterscheiden. Schauen wir auf Frankreich, Belgien, die Niederlande und Deutschland: Hier haben sich Parallelgesellschaften gebildet. In Marseille zum Beispiel sind durch das Freitagsgebet ganze Stadtquartiere lahmgelegt. Die Leute hören nur noch, was der Imam sagt. Das sind Schreckenssymptome

einer gescheiterten Integration. Das einzig Positive an den Attentaten der letzten Woche besteht darin, dass man jetzt in Frankreich wirklich über die gescheiterte Integration redet. Diese akute Gefahr verwahrloster Gettos gibt es in der Schweiz noch nicht. Zum Glück. Das sind Brutstätten für Radikale. Wir müssen aber mit unserer guten, zielgerichteten und massvollen Integrationspolitik weiterfahren.

Was macht Muslime zu Fanatikern?

In den allermeisten Fällen sind die vier «M» zu beobachten: männlich, muslimisch, mit Migrationshintergrund und mit Misserfolgen. Es sind oft gescheiterte Existenzen, die abgeschöpft werden. Leute, die in unserer Gesellschaft keine Chance sehen und von den Heilspredigern im Nahen Osten übers Internet radikalisiert werden. Die Al-Qaida-«Hauszeitung» *Inspire* zum Beispiel pflanzt diesen Jungen übers Internet Wahnsinn in die Hirne. Im Internet findet man Anweisungen bis hin zum Bombenbau. Den Nachrichtendienst sind bis jetzt 62 Dschihad-Kämpfer aus der Schweiz bekannt. Es gibt sicher auch eine Dunkelziffer. Das zeigt: Bei uns wächst dieser Brandherd ebenfalls.

Hat die Schweiz die nötigen Sicherheitsinstrumente, um sich gegen gezielte Anschläge auf die Weichteile unserer Gesellschaft zu wappnen?

Wir haben eine nationale Sicherheit für das schöne Wetter. Unsere Sicherheit lastet neben der Aussen- und Wirtschaftspolitik auf vier, fünf dünnen Säulen. Hoffen wir, dass es nie stürmt.

Können Sie konkret werden?

Die erste Verteidigungslinie sind die Nachrichtendienste, der NDB und der militärische Nachrichtendienst. Es folgen die kantonalen Polizeikorps mit ihren Nachrichtendiensten. Die dritte Säule ist das Grenzwachtkorps. Viertens haben wir das Fedpol mit der Bundeskriminalpolizei. Diese Behörde legt den gefassten Tätern die Handschellen an. Als letzte Verteidigungsbastion bleibt die Armee.

Wo liegen die Probleme?

Den Nachrichtendiensten mangelt es an den nötigen gesetzlichen Grundlagen. Im Unterschied zu den meisten anderen Staaten verfügt die Schweiz über keine konkreten präventiven Instrumente. Ein Beispiel: Der NDB erfährt von einem Partnerdienst, dass zwei Dschihad-Kämpfer via Frankfurt nach Kloten fliegen, um sich in einem Hotel mit anderen Kämpfern zu treffen. Unsere Polizei kann sie vom Flughafen bis an die Hoteltür beobachten. Weitere Überwachung ist nicht möglich. Das ist der grosse Unterschied zu den umliegenden Ländern. Präventive Telefon- und Internetüberwachung sowie die Überwachung von Räumen durch den NDB sind bei uns nicht erlaubt. Das ist ein grosser Nachteil.

Wie beurteilen Sie das neue Nachrichtendienstgesetz und das Gesetz zur präventiven Telefon- und Postüberwachung der Strafverfolgungsbehörden (Büpf)?

Im Interesse der Sicherheit sollte das Parlament beidem zustimmen. Ich betone: Die Schweiz ist weit entfernt von einem Polizeistaat. Absolute Sicherheit kann es aller-

dings nicht geben. Man sollte sich aber auch nicht präventiv die Hände auf dem Rücken zusammenbinden. Das wird von Terroristen und anderen Kriminellen nur als Einladung empfunden.

Wie steht es um Polizei und Grenzwachtkorps?

Die polizeilichen Nachrichtendienste sind personell unterdotiert. Das Monitoring des Internets – entscheidend für die Bekämpfung des Islamismus – erfordert ebenfalls personelle Substanz. Das Gleiche gilt für das Grenzwachtkorps. Hier geht es um physische Präsenz. Die Führung spricht davon, dass dem Korps 150 bis 200 Mann fehlen. Der Staat muss, wenn er von fanatisierten Kämpfern auf seinem Territorium bedroht wird, sichtbar sein. Wenn sich ein Staat aus der Sicherheit zurückzieht, entsteht ein Vakuum, das andere füllen.

Die Armee?

Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass unsere zukünftige 100 000-Mann-Armee nicht mehr in der Lage sein wird, das Land zu verteidigen. Wir können zum Beispiel nicht

«Die Schweiz hat sich in den letzten Jahren nicht schwergewichtig für die Sicherheit entschieden.»

einmal alle wichtigen kritischen Infrastrukturen gleichzeitig schützen, sondern sehen uns gezwungen, Schwerpunkte zu bilden. Die Schweiz hat sich zwischen Freiheit und Sicherheit in den letzten Jahren nicht schwergewichtig für die Sicherheit entschieden.

Was ist jetzt die wichtigste Massnahme, um in der Schweiz die Islamistengefahr zu bannen?

Die in der Schweiz wohnenden Muslime müssen so weit integriert werden, dass sie sich als Teil dieses Staates verstehen und den Behörden helfen, Islamisten zu bekämpfen. Die grosse Mehrheit der Muslime will friedlich leben. Die Muslime müssen sich bewusst sein, dass auch sie eine Verantwortung tragen. Die Verabschiedung des Nachrichtendienstgesetzes sowie mehr Personal für die Dienste und das Grenzwachtkorps sind weitere Massnahmen.

Schengen und die Grenzöffnung: Vorteil oder Risiko?

Schengen ist ein zusätzliches Risiko. Viele Islamisten haben europäische Pässe. Sie zirkulieren frei dank den offenen Grenzen. Schengen wurde zum Freipass.

Die Schweiz denkt darüber nach, mehr syrische Flüchtlinge aufzunehmen. Ihr Rat an die Migrationsbehörden?

Sehr schwierig. Man muss diese Flüchtlinge in ihren Sprachen befragen können. Sind es Flüchtlinge? Oder Eingeschleuste? Der Auf-

wand ist enorm. Hier haben auch die Medien einen Auftrag: Sie dürfen keine Religionskriegsstimmung anheizen.

Islamisten wie die Kouachi-Brüder in Frankreich: Mit was für einer Art Feind haben wir es hier zu tun?

Diese Leute sind zum einen sehr feige. Sie schiessen schwerbewaffnet in Zivilgebäuden auf Unbewaffnete. Auf der anderen Seite sind sie bereit, für ihre Sache ihr Leben zu opfern. Es sind nicht einfach Nihilisten. Viele dieser hoffnungslosen Jugendlichen entdecken in den Verheissungen vor allem des Islamischen Staates Lebenssinn, paradoxerweise oft auch in einer Todessehnsucht. Al-Baghdadi, der IS-Chef, will ein Kalifat errichten. Seine Pläne sind konkret. Heute in Mesopotamien. Später sollen aber auch die Iberische Halbinsel und der Maghreb dazugehören. Dafür kämpfen diese militanten jungen Dschihadisten aus Europa. Al-Baghdadi scharf solche geistig heimatlosen Verlierertypen um sich und bildet sie zu Kampfmaschinen aus. Sein Ziel ist die Bestrafung aller, die ihn beim Aufbau seines Kalifats behindern.

Muss ein Staat wie Frankreich militärische Vergeltungsschläge gegen Leute wie den jemenitischen Prediger Harith bin Ghazi al-Nadhari lancieren? Al-Nadhari feierte die Attentate als «Lektion in Redefreiheit».

Wir stehen in einem Krieg. Die Amerikaner erledigen solche Gegner vor allem mit bewaffneten Drohnen. Dass die Franzosen derartige Mittel einsetzen wollen und können, wage ich zu bezweifeln.

Die Schweiz hat Jahrzehnte des Friedens und Überflusses hinter sich. Wie beurteilen Sie den Wehrwillen und das Sicherheitsbewusstsein im Staat?

Heute fliessen nur noch 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts in die Landesverteidigung. Diese Zahl sagt eigentlich schon alles. Unsere Sicherheitsarchitektur wurde in den letzten zwanzig Jahren massiv zurückgebaut. Seit Januar 2014 ist aber ein heilsamer Realitätsschock zu beobachten. Die Party ist vorbei. Putins Eroberung der Krim und die Gräueltaten des IS haben vielen Leuten die Augen geöffnet, links-grüne Kreise leider oft ausgenommen. Im Volk gewinnen Sicherheitsfragen an Bedeutung. Die Politik wird das aufnehmen müssen. Ich denke, es wird der demokratischen Schweiz mit ihren Werten und ihrem Pragmatismus auch gelingen, die hier lebenden Muslime für sich zu gewinnen, um mit ihnen das Problem des Radikalismus zu entschärfen.

Peter Regli, Jahrgang 1944, dipl. Ing. ETHZ, ehemaliger Chef des Schweizer Nachrichtendienstes im Rang eines Divisionärs, ist heute als Sicherheitsberater tätig.



Rechtfertigungen: Nicolas Blancho, Präsident des Islamischen Zentralrats Schweiz, 2012.

Die Schweizer Islamisten

Nicht die Gesamtheit der Muslime, sondern eine radikale Minderheit stellt den Nährboden für Anschläge wie jene von Paris dar. Eine solche Szene existiert auch in der Schweiz, und sie kann ihre Hassbotschaft ungestört verbreiten. *Von Kurt Pelda*

Die Brüder Kouachi, die Mörder der Karikaturisten von *Charlie Hebdo*, waren keine klassischen Dschihadisten. Chérif Kouachi wollte zwar schon vor Jahren in den Irak reisen und gegen die Amerikaner kämpfen, doch kam es nie dazu. Radikalisiert wurde er in Frankreich, vor allem im Gefängnis, aber auch im Jemen, wo er offenbar ein Trainingslager von al-Qaida besuchte. Kurz bevor er von den französischen Sicherheitskräften erschossen wurde, hatte er in einem Telefoninterview gesagt, er habe das Attentat im Namen der jemenitischen Al-Qaida-Filiale Aqap verübt (al-Qaida auf der Arabischen Halbinsel).

Das Geld dafür habe er von Anwar al-Awlaki erhalten, sagte Chérif Kouachi weiter. Al-Awlaki, ein US-Bürger mit jemenitischen Wurzeln, war lange Zeit einer der am meisten gesuchten Al-Qaida-Terroristen, verantwortlich für eine Vielzahl von Attentaten und versuch-

ten Anschlägen auf westliche Ziele wie Verkehrsflugzeuge. Dank der Mithilfe eines dänischen Doppelagenten wurde al-Awlaki allerdings schon 2011 in einem amerikanischen Drohnenangriff getötet. Wenn Chérifs Angaben stimmen, hätten die Kouachi-Brüder also mindestens drei Jahre quasi als Schläferzellen gewartet, bis sie den Anschlag ausführten.

Wie gross ist die Gefahr?

Auch Chérifs Bruder Saïd soll in den Jemen gereist sein. Der dritte Terrorist, Amedy Coulibaly, der den Anschlag auf den jüdischen Supermarkt verübte, bekannte sich in einem Video nicht zu al-Qaida, sondern zum mit al-Qaida konkurrierenden Islamischen Staat (IS). Coulibaly hatte allem Anschein nach nie ein militärisches Trainingslager einer Terrororganisation besucht. Richtige Dschihadisten mit im Ausland gesammelter Kriegserfahrung

waren die drei Terroristen also allesamt nicht. Das kontrastiert scharf mit den von den Medien in den letzten Monaten an die Wand gemalten Gefahren von Rückkehrern, die als Dschihadisten für den IS oder für al-Qaida (Nusra-Front) in Syrien oder im Irak gekämpft hatten. Zumindest die Medien hatten die Risiken unterschätzt, die von lokal radikalisierten Muslimen in Europa ausgehen, seien das nun Schläferzellen mit Kontakten zu realen Terroristen oder sogenannte einsame Wölfe, die sich allein durch Internetpropaganda zu ihren Taten verleiten lassen.

Wie gross ist die Gefahr, dass die Schweiz zum Ziel vergleichbarer Anschläge werden könnte? Terrorspezialisten aus den Reihen der Bundeskriminalpolizei und des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) betonen, dass die Schweiz als neutrales Land, das nicht wie Dänemark oder die Niederlande Mitglied der im

Irak und in Syrien operierenden Antiterror-Allianz ist, nicht zu den primären Zielen von al-Qaida und IS zähle. Weil sich hierzulande aber eine grosse Zahl ausländischer Vertretungen und internationaler Organisationen sowie jüdische Einrichtungen befinden, könnte es durchaus Pläne geben, in der Schweiz Attentate zu verüben, um ausländische Interessen zu treffen. Ausserdem ist es in der Schweiz – anders als in den französischen Banlieues – bisher kaum zu einer Gettoisierung von Muslimen gekommen. Auch die Integration eingewanderter Muslime scheint – trotz gewisser Diskriminierungen – hierzulande besser zu funktionieren als anderswo.

All dies wirkt der Radikalisierung und der Hinwendung zum Dschihad entgegen. Trotzdem gibt es vereinzelt dschihadistische Tendenzen in Vorstädten, zum Beispiel in den Regionen Biel und Luzern sowie im Zürcher Glattal. Zudem ist aus der Szene gerücheweise zu hören, dass Dschihad-Sympathisanten die Schweiz benützen, um Gelder, die sie auch im benachbarten Ausland gesammelt haben, via Balkan und Nordafrika in Richtung Syrien und Irak zu verschieben. Diesen Leuten kommt zugute, dass die Kompetenzen des hiesigen Sicherheitsapparats zur Überwachung des extremistischen Umfelds viel weniger weit gefasst sind als im Ausland.

Salafisten sollten stärker beobachtet werden

Diese Sicherheitslücken, die zum einen durch unsere Gesetze bestimmt sind und zum anderen auf Personal- und Geldmangel zurückgehen, stellen die grösste Gefahr dar. Sie laden praktisch zu terroristischen Unterstützungshandlungen wie Finanzbeschaffung ein, auch wenn dies am Schluss nicht in Anschlägen gipfeln muss. Praktisch alle Dschihadisten und islamistischen Terroristen kommen aus den unterschiedlichsten Richtungen des Salafismus. Aber längst nicht alle Salafisten unterstützen Gewalt und Terror. Salafisten, ein Oberbegriff mit vielerlei Ausprägungen, nehmen den Koran wörtlich und geben vor, so zu leben, wie das der Prophet Mohammed getan haben soll. Sie lehnen alle religiösen Neuerungen ab und sind in der Regel gegenüber andersdenkenden Muslimen höchst intolerant.

Statt die rund 450 000 in der Schweiz lebenden Muslime unter Generalverdacht zu stellen, sollte die salafistische Szene in ihrer Reaktion auf die Pariser Morde stärker beobachtet werden – dies mit dem Ziel, die gewaltbereiten Salafisten und Dschihad-Sympathisanten innerhalb der Szene ausfindig zu machen. Dies sollte nicht allein mit klassischen Mitteln wie Telefon- und Internetüberwachung getan werden. Es sind vor allem auch Spitzel und V-Männer gefragt. Dass diese letztlich vor allem aus dem Sammelbecken der hier lebenden Muslime stammen müssen, liegt auf der Hand.

Jeder Generalverdacht und jede Diskriminierung gemässigter Muslime wird aber deren Bereitschaft verringern, gefährliche Salafisten zu denunzieren und den Sicherheitsapparat mit Informationen zu beliefern. Dem NDB und der Bundeskriminalpolizei würden dann wohl die Augen fehlen, mit denen sich der salafistische Sumpf beobachten liesse. Islamophobie ist Wasser auf die Mühlen der Salafisten. Darum sind Bewegungen wie die deutsche Pegida kontraproduktiv, ja sogar schädlich. Sie stärken das Narrativ der Salafisten, unter ihnen der selbsternannte Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS), dass die Muslime im Westen immer mehr diskriminiert würden.

Es ist genau diese Opferrolle, die von dschihadistischen Rattenfängern benutzt wird, um neue Rekruten und Terroristen anzuwerben und Attentate auf Wehrlose zu rechtfertigen. Nach dem Motto: «Ihr diskriminiert uns, überall tötet ihr Muslime, und nun schlagen wir zu Recht zurück.» Auch wenn der IZRS offiziell nicht zu Gewalt aufruft und das Attentat auf *Charlie Hebdo* – nicht aber jenes auf den jüdischen Supermarkt – scharf verurteilt hat, gibt es selbst im Vorstand des Zentralrats Tendenzen, die islamistische Terrorwelle mit genau solchen Argumenten zu rechtfertigen. So schrieb Naim Cherni, Vorstandsmitglied des Zentralrats, zum Beispiel auf Facebook, dass

Nicht einmal offenkundige Dschihad-Sympathisanten dürfen erfasst werden.

französische Soldaten Muslime abschlachten – im Namen von Freiheit und Säkularismus. Und in Anspielung auf den populären Slogan «Je suis Charlie» stellte Cherni auf seiner Facebook-Seite die rhetorische Frage: «Wo sind eure Hashtags, wenn französische Jets und Soldaten unschuldige Zivilisten töten?» Es ist der gleiche junge Extremist, der ein IZRS-Video aus Syrien mit Gesängen unterlegte, die auf Arabisch die Nusra-Front, die syrische Al-Qaida-Filiale, verherrlichen. Warum Cherni ungestraft Propaganda für eine Terrorbewegung und eine in der Schweiz verbotene

Organisation wie al-Qaida machen kann, bleibt eine offene Frage.

Nicht weniger schlimm ist das Traktat des Zentralratssprechers Qasim Illi mit dem viel-sagenden Titel «Wie der Westen den modernen Dschihad erschuf». Die militärischen Interventionen des Westens in der muslimischen Welt und die Unterdrückung der Muslime zu Hause – sprich Kopftuch- und Nikab-Verbot – seien letztlich die Ursachen für die Attentate. Selber schuld, Frankreich, selber schuld, *Charlie Hebdo*, lauten also Illis zynische Kernaussagen im Klartext.

Schwarze Flaggen mit weissem Kreis

In Deutschland stehen mit Illi und Cherni vergleichbare Leute unter Beobachtung des Verfassungsschutzes – zusammen mit der ganzen salafistischen Szene. Deren Grösse schätzt der Verfassungsschutz auf rund 6300 Personen. Auf die Frage, wie viele Salafisten es in der Schweiz gebe, heisst es beim NDB dagegen, dass man nicht berechtigt sei, eine solche Statistik zu erheben. Nicht einmal offenkundige Dschihad-Sympathisanten dürften gezählt und namentlich erfasst werden. Dies ist eine anachronistische Spätfolge der Fichenauffäre aus den achtziger und neunziger Jahren. Erfassen darf der NDB dagegen Personen, die seit 2001 als mutmassliche «Dschihad-Reisende» in Ländern wie Syrien, Somalia oder Pakistan verschwunden sind. Es sind deren 62. Bedenkt man, dass jeder Dschihadist jeweils mehrere Anhänger haben dürfte, kommt man auf mehrere hundert potenzielle Dschihad-Sympathisanten in der Schweiz.

Nimmt man die schätzungsweise 6300 Salafisten in Deutschland zum Massstab, dann könnte es in der Schweiz um die 700 Salafisten geben. Allein der IZRS behauptet, mehr als 3000 Mitglieder zu haben. Dass es sich bei all diesen Menschen – trotz der klar salafistischen Ausrichtung des Zentralrats – um Extremisten handelt, ist allerdings zu bezweifeln.

Salafisten gehören nach den Pariser Anschlägen unter staatliche Beobachtung. Ein Salafist, der seine Religion als Privatangelegenheit ausübt und keine politischen Ziele verfolgt, kann als harmlos gelten. Alle anderen jedoch sollten beobachtet und ihre Organisationen allenfalls verboten werden, falls sie Propaganda für Terrororganisationen verbreiten. Dafür sollten auch endlich die gesetzlichen Grundlagen geschaffen werden. Dass zum Beispiel Radio Dawa (*dawa* bedeutet, frei übersetzt, Missionierung) in Liestal ungestraft religiöse Videos mit der Flagge von al-Qaida beziehungsweise vom IS im Internet publik machen darf, ist unverständlich.

Wer das Wort der Terroristen verbreitet, gehört gestoppt, und die Gesetze sollten entsprechend angepasst werden. All die anderen Muslime soll man dagegen gefälligst in Ruhe lassen. ○





Freiheit in Sicherheit

Das Schweizer Parlament berät das neue Nachrichtendienstgesetz. Die Diskussion erhält durch die Anschläge in Frankreich eine neue Dynamik und Richtung. Wie notwendig ist eine Einschränkung der Freiheitsrechte durch präventive Sicherheit? Von Daniel Jositsch

Das im Bereich der Strafverfolgung Einschränkungen von Freiheitsrechten in Kauf genommen werden müssen, ist anerkannt. Hier braucht es aber den Verdacht, dass eine bestimmte Person eine strafbare Handlung verübt hat. Entscheidend ist also, dass die betreffende Tat schon verübt worden ist. Die Gesellschaft ist aber natürlich darauf angewiesen, dass die Behörden schon vorher tätig werden und auch präventiv den Schutz vor Gewalttaten und anderen Delikten gewährleisten oder dies zumindest nach Kräften versuchen. Dabei kann ein Zielkonflikt entstehen. Während bei der Strafverfolgung ein klarer Zusammenhang mit einer (bereits verübten) Straftat besteht, beruht die präventive Gefahrenabwehr auf einem blossen Verdacht. Dabei haben die Behörden freilich einen weitaus grösseren Spielraum. Denn ein Verdacht ist letztlich eine Mutmassung, die konkreter, aber auch weniger konkret sein kann.

Offene Haustüren

Ein solcher Spielraum kann von den Behörden auch dazu benützt werden, harmlose Bürger auszususpionieren. Erinnern wir uns nur an die vor einem Vierteljahrhundert aufgedeckte Fichenaffäre. Wenn der Nachrichtendienst, wie bis damals üblich, harmlose Auslandsreisen et cetera schon als potenziell gefährdungsauslösend betrachtet, dann gelangen wir rasch in eine Situation, in der fast jeder verdächtig ist und alles überwacht wird. Einen solchen Zustand wünscht sich in einer freien Demokratie niemand.

Nachdem bis zur Fichenaffäre die Geheimdienste in der Schweiz übermarcht haben, war die Reaktion darauf wohl ebenfalls übertrieben. Es hielt eine Grundstimmung Einzug, die wohl bis heute weite Kreise dominiert, die in Geheimdiensten und präventiver Tätigkeit der Polizei schlechthin eine Gefahr sehen und darauf gänzlich oder doch weitgehend verzichten möchten. Ein Mehr an Sicherheit erscheint aus dieser Warte nur unter Inkaufnahme einer massiven Einschränkung der Freiheitsrechte möglich.

Die Wahrheit liegt aber wohl in der Mitte. Absolut uneingeschränkte Freiheit wäre wünschenswert. Sicherheit aber gibt es nicht ohne eine Einschränkung der Freiheitsrechte. Als ich ein Kind war, waren die Haustüren in Mehrfamilienhäusern offen, und selbst die Türen der einzelnen Wohnungen waren zumeist während des Tages unverschlossen. Heute gibt es das kaum mehr. Die Bewohnerinnen und Bewohner

müssen dieses Mehr an Sicherheit tragen. Und so ist es in jedem Bereich: Erhöhte Personenkontrollen am Flughafen müssen alle erdulden, obwohl sie nur gegen einen ganz kleinen Teil gerichtet sind; ebenso das Alkoholverbot bei Fussballspielen et cetera. Wenn das Bedürfnis nach Sicherheit aber überhandnimmt, dann wird das Leben unerträglich. Und die Freiheit wird derart eingeschränkt, dass die Gefahr, die von den Sicherheitsorganen ausgeht, ähnlich gross ist wie diejenige, vor der sie uns beschützen sollen.

Die Ursache für diese Extrempositionen liegt in den Mechanismen der Politik. Reaktionen werden oftmals durch schockierende Ereignisse ausgelöst. Ein Defizit ist sichtbar, wenn etwas Grauenhaftes passiert. Die Einschränkungen der Freiheit kommen schleichend und sind auch erst in Extrembereichen erkennbar. So hat die Fichenaffäre in der Schweiz heftige Kritik an Nachrichtendienst und präventiver Polizeitätigkeit ausgelöst.

Umgekehrt haben die grauenhaften Terroranschläge in den USA zu einer übertriebenen Aufrüstung im Bereich der öffentlichen Sicherheit geführt. In der Schweiz blieben wir bisher von solchen schrecklichen Vorfällen weitgehend verschont. Es kann aber nicht

darin gezweifelt werden, dass im Fall eines Terroranschlags in der Schweiz der Ruf nach wesentlich mehr Sicherheit sofort laut werden würde und wir unsere nachrichtendienstlichen und präventiven Sicherheitsinstrumentarien massiv aufstocken und damit ebenfalls wieder übertreiben würden.

Dringend nötige Stärkung

Wir sollten daher den jetzigen Moment mit der Revision des Nachrichtendienstgesetzes ausnützen, um im Rahmen einer vernünftigen, ausgewogenen Vorlage die Sicherheit zu stärken – denn eine Stärkung ist dringend notwendig –, aber gleichzeitig zu gewährleisten, dass die Freiheitsrechte dadurch nicht übermässig eingeschränkt werden, und insbesondere durch Überwachung der Sicherheitsorgane sicherzustellen, dass im Rahmen dieser wichtigen präventiven Tätigkeit die staatlichen Organe ihre Mittel nicht falsch und übermässig einsetzen.

Das neue Nachrichtendienstgesetz sieht beispielsweise die Möglichkeit vor, dass der Nachrichtendienst sich mit sogenannten Staats Trojanern in die Computer von verdächtigen Personen hackt, um zu Informationen zu gelangen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass die Kommunikation potenzieller Terroristen nur auf diesem Weg wirkungsvoll überwacht werden kann. Und es ist beängstigend, wenn wir uns vorstellen, dass dies derzeit nicht so ist und dass unser Nachrichtendienst heute darauf angewiesen ist, von ausländischen Diensten entsprechende Gefahrenmeldungen, die unser Land betreffen, zu erhalten.

Nur, wie verhindern wir, dass die Nachrichtendienste auch Computer unbescholtener Bürger überwachen? Das Nachrichtendienstgesetz sieht aus diesem Grund ein austariertes System von Bewilligungen und Überwachungsmassnahmen vor, das garantieren soll, dass der Nachrichtendienst mit seiner Tätigkeit im Rahmen des Zulässigen bleibt. Aber selbstverständlich ist das keine Garantie. Wir wollen freilich ein Mass an Freiheit, das lohnenswert ist, geschützt zu werden. Aber wir sollten auch zur Erkenntnis finden, dass unsere Freiheitsrechte ein Angriffsziel sein können und es deshalb auch notwendig ist, sie zu schützen. Dies zu vernachlässigen, wäre fahrlässig.



Bloss ein kleiner Teil: Schutz im Fussballstadion.

Daniel Jositsch ist Strafrechtsprofessor an der Universität Zürich und SP-Nationalrat.

Je suis Roger

Ein Plädoyer für den Schweizer Medienpionier Roger Schawinski, der es nach einer missratenen Interviewsendung irgendwie nicht schafft, wieder auf die Beine zu kommen. Seine Entgleisungen stehen in keinem Verhältnis zu seinen Qualitäten. *Von Roger Köppel*

Eigentlich hätten wir hier einen kritischen Artikel über den Schweizer Radiopionier Roger Schawinski bringen wollen. Thema: nochmals die berüchtigte TV-Diskussion mit dem Satiriker Andreas Thiel vor Weihnachten. Konkreter Kritikpunkt, bis jetzt weithin übersehen: Schawinski feuerte nicht nur mit schwerer Munition, er legte seinem Gast auch noch ein sinnentstellend verfälschtes Zitat aus der *Berner Zeitung* in den Mund: «Muslime sind, böse gesagt, irgendwo im Übergang zwischen Neandertaler und Homo sapiens stecken geblieben.» Schawinski bebte vor Entrüstung. Thiel verbreite «übelsten Rassismus». Das sei «etwas vom Allerschlimmsten», was er je gelesen habe. Was für ein Humbug.

Wir wollten zeigen, dass Thiel diesen Satz so nie gesagt und Schawinski seine journalistischen Freiheiten übel missbraucht hat. Wir hätten überzeugend ausgeführt, dass Thiel im erwähnten Gespräch mit der *BZ* über eine Reise zu muslimischen Freunden nach Kaschmir berichtete und schockiert war angesichts des primitiven, frauenfeindlichen Humors der radikalen Muslime. Wir hätten als Beleg den von Schawinski in seiner Sendung so böswillig manipulativ verfremdeten Satz in seinem ursprünglichen Sinnzusammenhang herausgeschält:

«Wenn du ihre Witze hörst, denkst du dir: Aha, das geht hier unter Humor. Die sind, böse gesagt, irgendwo im Übergang zwischen Neandertaler und Homo sapiens stecken geblieben.» Den Lesern wäre klargeworden, dass Schawinski klammheimlich Wörter auswechselte («Muslime» statt «Die») und den ursprünglichen Sinn verfälschte. Thiel beschimpfte nicht alle Muslime als Neandertaler, er machte sich als Satiriker über den Steinzeithumor der radikalen lustig.

Kübelweise Kritik

Es wäre unser Plan gewesen, nicht nur Schawinski, sondern auch das Schweizer Fernsehen mit dieser gröblichen Zitatverfälschung zu behelligen. Wir hätten die erstaunlichen Ausführungen von SRF-Chefredaktor Tristan Brenn veröffentlicht, der uns tatsächlich schrieb, dass die Aussage Thiels «sprachlich so formuliert» sei, «dass sie nur als generelle Aus-

sage über das Wesen der Muslime verstanden werden» könne und nicht «als Aussage über deren Humorverständnis». Natürlich hätte auch Schawinski konkret Stellung nehmen dürfen, doch er bekam auf Anfrage einen derartigen Wutanfall, dass er forderte, auf diesen noch nicht geschriebenen Artikel einen Gegenartikel zu schreiben, eine Replik auf Vorrat, was wir ihm auch erlaubten, aber wie üblich erst für die nächste Ausgabe, nachdem dieser Artikel erschienen sein würde.

Das war die Absicht, doch dann beschlichen uns Zweifel, den geplanten kritischen Artikel



«Sind Sie der Alibi-Jude der SVP?»: Talkmaster Schawinski, Karikaturist Thiel.

überhaupt zu veröffentlichen. Schawinski hängt seit der Thiel-Sendung taumelnd in den Seilen. Kübelweise ergoss sich schon Kritik. Beschwerden gingen ein. *Blick* und *NZZ* forderten den Rücktritt. Der Liebeszug des Publikums traf den einstigen Publikumsliebbling mehr als alles andere. In den Online-Foren sind neun von zehn Wortmeldungen gegen Schawinski. Soll man hier noch nachlegen?

Beenden wir die Aufzählung mit der Gegenthese: Nein. Die Rücktrittsforderungen gehen zu weit. Schawinski muss bleiben. Keine Frage: Die Thiel-Sendung misslang ihm gründlich. Die Sache mit dem Zitat ist eine Unverschämtheit, für die sich Schawinski und SRF bei Thiel entschuldigen sollten. Man kann doch an einem inzwischen durch Zwangsgebühren finanzierten Staatssender nicht einfach einen Gast einladen, um ihm mit einem verfälschten Zitat eine Straftat zu unterstellen, nämlich Rassismus.

Gewiss, Schawinski behauptet heute, Thiel habe ihn während der Sendung aus der Bahn geworfen, weil er ihn nach seinem religiösen Bekenntnis fragte («Papier-Jude»). Der Moderator schäumte und sprach hinterher von «Antisemitismus». Warum so empfindlich? Schawinski selber moderierte im Vorfeld der Volksabstimmung über die «Masseneinwanderung» eine öffentliche Podiumsdiskussion. Ihm gegenüber sass ein jüdischer Gemeinderat der SVP, der die Masseneinwanderungsinitiative befürwortete. Schawinskis erste Frage an ihn: «Sind Sie der Alibi-Jude der SVP?» Was Schawinski bei Thiel fürchterlich aufregte, hat er fast wortidentisch selber praktiziert. Grotesk, aber wahrscheinlich merkt er es nicht einmal.

Trotzdem: Schawinski sollte nicht zurücktreten. Im Gegenteil. Sein Abgang wäre ein herber Verlust. Natürlich ist er meistens ungerecht, masslos egozentrisch, humorfrei, besonders in Bezug auf sich selbst, moralisierend, doppelmoralisierend und auch sonst kein Weltmeister des Verstehenwollens, eher ein Empörungstalent, das urplötzlich schnurrend zahm werden kann, wenn Gleichgesinnte oder Bewunderte den Raum betreten.

Schawinski allerdings gehört, ob man will oder nicht, zu den interessantesten Reizfiguren der Öffent-

lichkeit. Er hat Intelligenz, Schlagfertigkeit, Leidenschaft, er war erfolgreicher Medienneugründer und Unternehmer. Er hatte den Mut, gegen den Strom zu schwimmen, war unzeitgemäss frech, eine Herausforderung für alle. Und man muss es ihm einfach nachsehen, dass er – mittlerweile satt engagiert beim einst angefeindeten Staatsfernsehen – derart von sich selber eingenommen ist, dass er seine Umgebung nur noch als überlebensgrossen Spiegel seines monumentalen Ich-Gefühls betrachtet.

Schawinski sollte weitermachen und seine Ankündigung zurückziehen, er wolle künftig nur noch zahme Gespräche führen. Meinte er es ernst, müsste er ohnehin zuerst sich selbst ausladen. Das kann es nicht sein. Schawinski muss bleiben. Die Schweiz wäre ärmer ohne ihn. Je suis Roger.

Das Interview mit Andreas Thiel finden Sie hier: www.bernerzeitung.ch/kultur/diverses/story/14738875

Wider den Letzten Willen

Vor einem Vierteljahrhundert verkaufte August von Finck die Privatbank seiner Familie in München und verschob sein Vermögen in die Schweiz. Er verstieß damit gegen das Testament seines Vaters – ein Fehler, der ihm im Erbstreit mit seinem Bruder schwer schaden könnte. Teil 2/3. Von Markus Schär

«Hier wohnt der Chef», schrieb das *Handelsblatt* unter ein dreispaltiges Bild, welches das Schloss Weinfeld zeigte. Die führende deutsche Wirtschaftszeitung berichtete am 17. Oktober 2011 über eine Razzia, die Steuerfahnder vermeintlich bei August von Finck durchgeführt hatten. Und sie bebilderte den Artikel mit dem Schloss im Thurgau, wo sich der Multimilliardär angeblich dem deutschen Fiskus entzog.

Seine Anwälte drohten dem Blatt umgehend Konsequenzen an. Und sie reichten trotz einer Klarstellung, dass sich die Razzia nur gegen eine «zum Imperium von Baron von Finck gehörende» Vermögensverwaltung gerichtet hatte, eine 108-seitige Klage mit neunzig Beilagen ein. Darin forderten sie von der Zeitung 16,25 Millionen Euro, um die Persönlichkeitsverletzung durch unwahre Tatsachenbehauptungen zu heilen. Denn schon die Behauptung lässt sich nicht beweisen, dass August von Finck als Steuerflüchtling im Schloss Weinfeld wohne.

Der Multimilliardär kennt sich mit Streit um grosse Summen aus. Seit bald zwölf Jahren kämpft er in einem Prozess, bei dem es gar um Milliarden gehen könnte, allerdings als Beklagter. Sein Halbbruder Helmut und dessen Sohn Nino rollen – wie vor einer Woche dargestellt – einen Handel nochmals auf, den Helmut von Finck am 14. Februar 1985 abschloss: Der damals 25-jährige Bhagwan-Anhänger, zwischen Drogen und Depressionen taumelnd, verkaufte den beiden rund dreissig Jahre älteren Halb-

brüdern Wilhelm und August seinen Erbteil für 65 Millionen D-Mark, dabei betrug dessen Wert konservativ geschätzte 760 Millionen. Wenn er den Prozess vor dem Landgericht München gewinnt, ist der milliarden schwere Besitz der Familie von Finck neu zu verteilen, samt Schloss Weinfeld als Bastion.

Busse für den Nazibewunderer

Das Familienerbe, das jetzt grossteils in der Schweiz liegt, wiegt schwer. Es geht zurück auf den 1848 geborenen Wilhelm Peter Finck, einen genialen Unternehmer, der gleich wie Alfred Escher in Zürich mehrere heutige Weltkonzerne in München mitgründete. Der Sohn eines hessischen Händlers stiess mit 22 Jahren als Prokurist zum Münchner Bankhaus Merck, Christian & Co und stieg schon ein Jahr später als Teilhaber ein. Ab 1879 hiess die Bank Merck Finck & Co, ab 1897 gehörte sie allein seinem Bruder August und ihm.

Als «Banguier», wie Wilhelm Finck sich selber nannte, tat er bei der Gründung der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, der Allianz-Versicherung und, gemeinsam mit Rudolf Diesel, der Allgemeinen Gesellschaft für Dieselmotoren mit. Er trieb den Ausbau des Eisenbahnnetzes und die Nutzung der Wasserkraft voran; daraus wuchsen die Isarwerke, die 2001 im Energiekonzern E.ON aufgingen. Und er kaufte jahrzehntelang Land aus Zwangsversteigerungen, auch für den bayrischen Staat,

wenn dieser nicht als Interessent auftreten wollte, um der Spekulation vorzubeugen. Für seine Verdienste machte Prinzregent Luitpold von Bayern 1911 den Bankier zum Baron.

Dieses Erbe wahrte und mehrte der 1898 geborene Sohn August als einziger männlicher Nachfahre, nachdem der ältere Bruder Wilhelm, der die Bank hätte weiterführen sollen, 1916 im Krieg gefallen war. August von Finck, der sich zeitlebens als Bauer fühlte, musste 1924, nach dem Tod des Vaters, mit 25 die Bank übernehmen. Er zählte zu den ersten Förderern von Adolf Hitler, trat im März 1933 nach der Machtübernahme der NSDAP in die Partei ein und

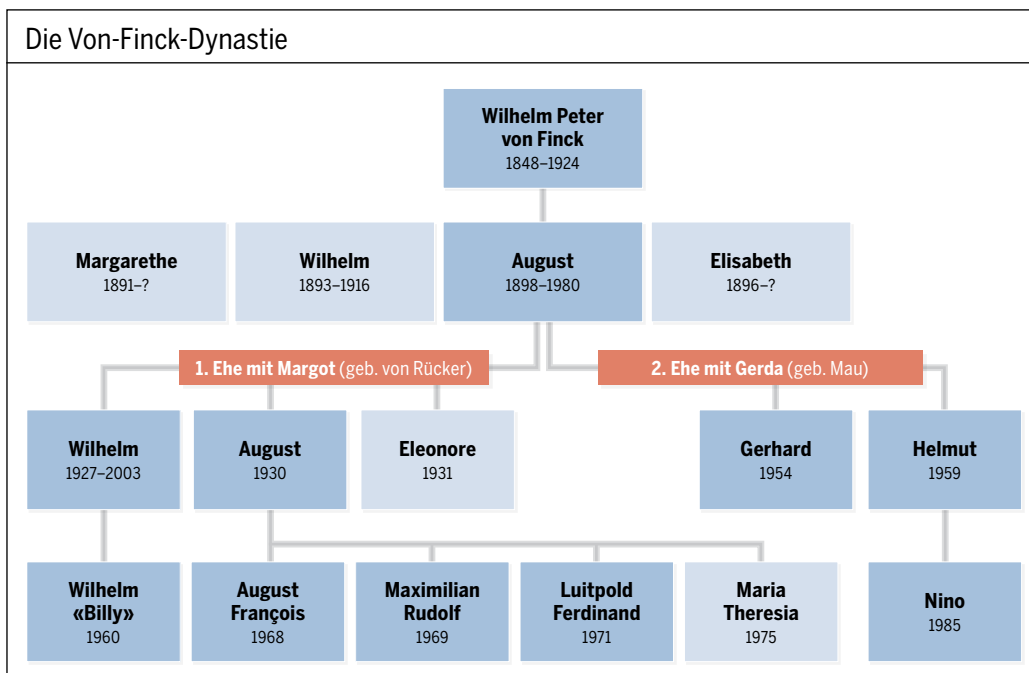
Der Baron kehrte in Wirtschaften ein und galt in der Metzgerei zum Hirschen als Stammkunde.

sammelte das Geld, um für den Führer das Haus der deutschen Kunst in München zu bauen. Merck Finck & Co übernahm 1938 in Berlin das alteingesessene Bankhaus J. Dreyfus & Co. und, nach dem Einmarsch der Nazis in Österreich, in Wien auch die Bank S.M. von Rothschild.

Nach dem Krieg aber liessen die Amerikaner den Nazibewunderer unbehelligt, die Münchner Spruchkammer stuft ihn 1948 nur als Mitläufer ein. August von Finck bekam eine Busse von 1000 Mark, und er bezahlte sie als Versehrter mit einer Knieverletzung aus dem Ersten Weltkrieg nie. Der ehemalige KZ-Insasse Harry Philippi führte die Bank als Treuhänder und holte von den 575 Hektaren, die die Alliierten bei ihrer Bodenreform enteignet hatten, mehr als die Hälfte wieder zurück. Auf dem Land wuchs in den Wirtschaftswunderjahren die Grossstadt München heran.

«Wie in einem Museum lebt er weiter in der Epoche, der er entstammt und die es seit spätestens 1914 nicht mehr gibt», schrieb der *Spiegel* über August von Finck, als 1970 der Bayerische Landtag halbherzig untersuchte, wie der Baron sein Land zurückbekommen hatte: «Fossil der Grossbourgeoisie mit Kleinadelsprädikat.» Der Bankier galt damals neben dem Industriellen Friedrich Flick mit einem Vermögen von drei bis vier Milliarden D-Mark als mit Abstand reichster Deutscher. Und er dachte darüber nach, wie er sein Erbe vor der sozialliberalen Regierung der Bundesrepublik retten konnte.

Einerseits kaufte August von Finck 1972 das Schloss Weinfeld, baute die zerfallende Liegenschaft zum Rückzugsort um und brachte



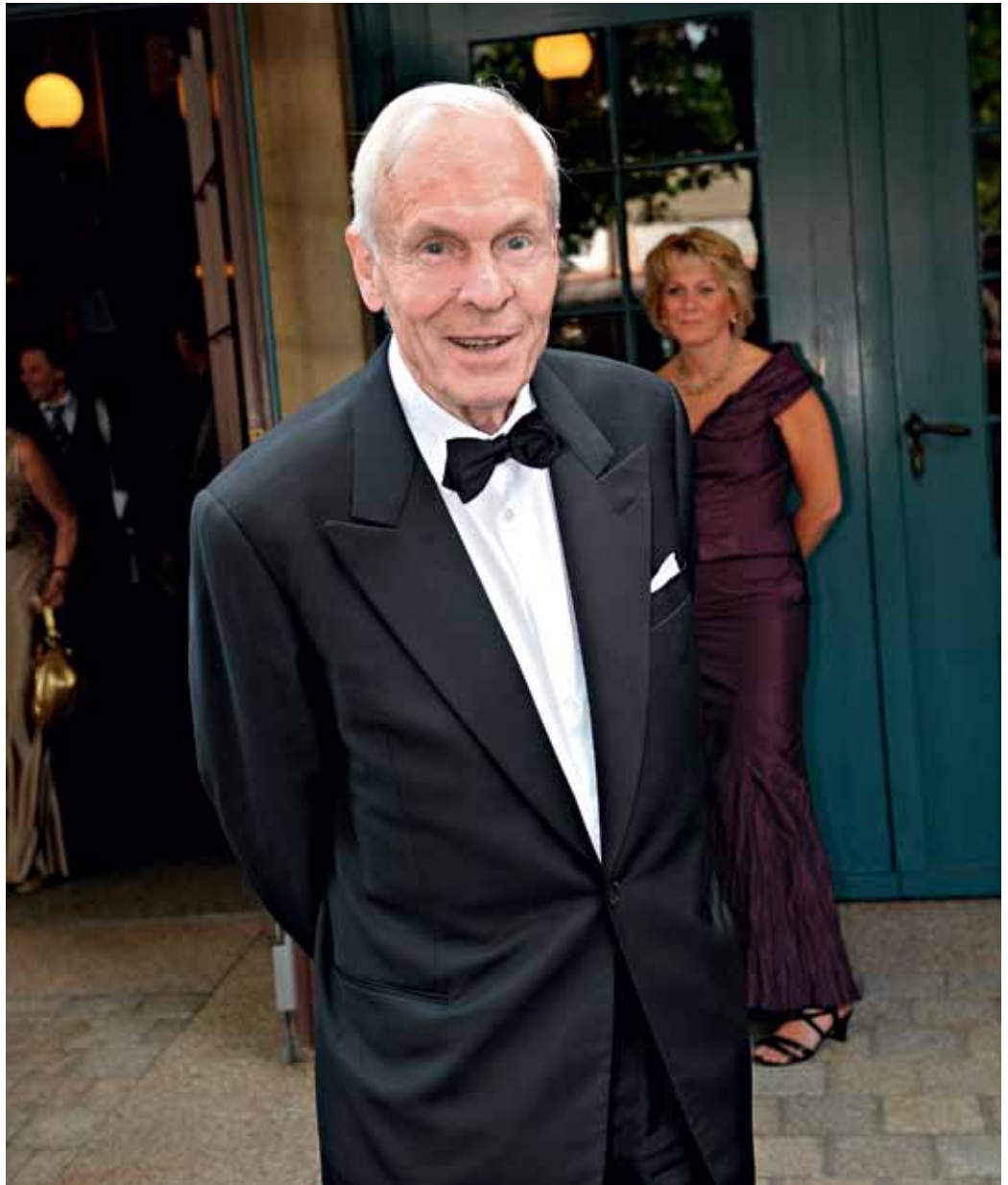
seine Sammlung von Schmuck, Kunst und Antiquitäten in die Schweiz. Der in Deutschland öffentlichkeitsscheue Baron zeigte sich in der Lodenjacke im Dorf, kehrte in Wirtschaften ein und galt in der Metzgerei zum Hirschen als Stammkunde. Das Schloss öffnete er gemäss Kaufvertrag auch Besuchern, allerdings nur auf Voranmeldung und mit Namensnennung, da er fürchtete, Kriminelle oder Terroristen könnten ihn ausspähen. Nach der Herkunft des Milliardenvermögens fragte in Weinfelden kaum jemand.

Andererseits gab August von Finck Ende 1973, bevor die sozialliberale Regierung 1974 die Erbschaftssteuern kräftig erhöhte, seinen vier Söhnen aus zwei Ehen Beteiligungen an den Gesellschaften, die seine vom Vater geerbten Firmenanteile und seine seit dem Krieg zurückerkämpften Ländereien verwalteten. Allerdings zwang er sie auch dazu, die Familientradition weiterzuführen. «Das Bankhaus Merck Finck & Co soll als offene Handelsgesellschaft mit meinen erbberechtigten Söhnen und von diesen als persönlich haftenden Gesellschaftern fortgesetzt werden», schreibt das Testament vom 10. April 1974 fest. «Sofern meine erbberechtigten Söhne bei meinem Tode noch nicht persönlich haftende Gesellschafter des Bankhauses sind, mache ich ihnen ausdrücklich zur Auflage, dies zu werden und zu bleiben.» Bei Widerhandlungen drohte der Patron mit seinem Letzten Willen: «Wenn einer meiner Erben Ansprüche erhebt, die mit meinen letztwilligen Anordnungen im Widerspruch stehen, oder wenn er sonst meinen letztwilligen Anordnungen zuwiderhandelt, so soll ihm jeglicher Erbteil entzogen und er auf den Pflichtteil gesetzt sein.»

Die entscheidende Klausel

Das Testament trat in Kraft, als August von Finck am 22. April 1980 am Geschäftspult seines Vaters starb. Das Milliardenerbe antreten konnten nach der Enterbung des dritten Sohnes Gerhard noch die beiden Söhne aus erster Ehe, Wilhelm und August, damals 52 beziehungsweise 50 Jahre alt, sowie der jüngere Sohn aus zweiter Ehe, der damals 21-jährige Helmut. Fünf Jahre später drängten die beiden Älteren den jungen Halbbruder, der in Drogen, Depression und Esoterik abgestürzt war, ihnen seinen Erbteil zu weniger als einem Zehntel des wahren Wertes abzutreten. Um diesen Handel dreht sich ein Prozess in der Familie von Finck, der seit elf Jahren läuft und jetzt in die entscheidende Runde geht. Und in diesem Streit dürfte die Klausel im Testament von August von Finck senior die entscheidende Rolle spielen.

Auch in der dritten Generation musste der zweitälteste Sohn August wider Willen das Geschäft des Vaters übernehmen. Der älteste Sohn Wilhelm, der den Namen des Stammvaters weitertrug, war vor Jahren aus dem Dunstkreis des Vaters geflohen, zum Düsseldorfer Bankhaus Waldhausen & Co, einer zu-



Der reichste Mann im Thurgau: August von Finck jun., 2008.



«Banguier»: Wilhelm Peter Finck, 1883.



Familientradition: Merck Finck & Co, München.

sammen mit einer Essener Industriellenfamilie gegründeten Tochter des Münchner Stammhauses. Wilhelm von Finck trat seinem Bruder auch Schloss Weinfelden und später sogar seine Anteile an der Bank Merck Finck & Co ab, die der Grossvater aufgebaut und der Vater zumindest bewahrt hatte.

Das Nachspiel läuft

Wie sein gleichnamiger Vater träumte August von Finck als Junger davon, als Bauer die Ländereien der Familie um München zu bewirtschaften. Aber er musste unter dem Patron in die Bank einsteigen, ohne etwas entscheiden zu können, und nach dessen Tod das Bankgeschäft übernehmen, obwohl es ihm nicht lag. August von Finck löste das Problem, indem er das Testament des Vaters zerriss. Er stiess das Traditions- haus Merck Finck & Co 1990 für 600 Millionen Mark an Barclays ab. Die britische Bank gab es 1999 der belgischen KBL European Private Bankers weiter, diese steht seit 2012 in der luxemburgischen Precision Capital unter der Kontrolle der katarischen Herrscherfamilie Al Thani.

Seine Halbbrüder hätten sich vom drückenden Erbe des Vaters gelöst, der sie zeitlebens missachtete, meint Helmut von Finck aufgrund seiner langjährigen Erfahrung mit Psychotherapien: «Sie zerschlugen den ganzen Besitz und bauten sich in der Schweiz ein neues Leben auf.» Wilhelm starb 2003, sein Sohn

Wilhelm «Billy» von Finck lebt in Zug. August kaufte sich in Schweizer Unternehmen ein, baute das Schloss Weinfelden innen nochmals völlig um und gibt es seit 1998 als seinen Wohnsitz an, also seit in Deutschland erstmals eine rot-grüne Regierung an die Macht kam. Die Auflagen für August von Finck senior, das Wahrzeichen am Ottenberg für Interessierte zu öffnen, liessen die Weinfelder Behörden stillschweigend fallen.

Die Thurgauer Gemeinde merkt allerdings nichts von ihrem milliardenschweren Mitbürger. August von Finck zieht immer noch das Familienschlösschen Seeseiten am Starnberger See vor; er zeigt sich, anders als sein Vater, kaum je im Dorf und hält nur jeweils einen Schwatz mit dem Bauern, auf dessen Wiese er landet, wenn er mit dem Helikopter einfliegt. Der reichste Mann im Thurgau spendete bei der Neuuniformierung des Musikvereins Weinfelden die Hälfte der Kosten: 50 000 Franken.

Ob und wie er tatsächlich in Weinfelden wohnt, bleibt geheim wie fast alles im Imperium von August von Finck. Schliesslich forderte schon der Stammvater Wilhelm Peter Finck: «Die Öffentlichkeit erfährt nur, was sie erfahren soll.» Die ortsansässigen Handwerker, die das Schloss gemäss dem Geschmack von Gattin Francine aus dem Hugenottengeschlecht Le Tanneux von Saint Paul umbauten, verpflichteten sich zu Stillschweigen. Und die Behörden

berufen sich auf ihr Amtsgeheimnis, selbst bei der Frage nach dem offiziellen Wohnsitz. Zu erfahren ist nur, dass August von Finck offenbar 1998 ein Pauschalbesteuerungsabkommen schloss und der Gemeinde jährlich 70 000 Franken «für die Liegenschaft» zahlte; seit einer kantonalen Volksabstimmung über die Abschaffung der Pauschalbesteuerung vor drei Jahren gelten verdoppelte Sätze.

Nichts ist auch über den Fortgang der Klage gegen das *Handelsblatt* herauszufinden; die Wirtschaftszeitung beantwortete eine Anfrage nicht. August von Finck wahrt stets die Diskretion, besonders strikt im Prozess um das Erbe seines Halbbruders Helmut. So gibt es keine Stellungnahme zur Frage, weshalb er das Stammhaus seiner Familie verkaufte und damit den Letzten Willen seines Vaters missachtete, was ihn jetzt vor Gericht in grösste Schwierigkeiten bringt. In der Klageantwort beteuert er nur, sein Vater hätte angesichts der Geschäftslage und der Steuerbelastung gleich gehandelt.

«Er war sich wohl zu sicher, dass der Verkauf kein Nachspiel haben würde», mutmasst Helmut von Finck. Doch das Nachspiel läuft: Es könnte das Reich der Familie von Finck und damit auch wichtige Schweizer Konzerne erschüttern.

Lesen Sie nächste Woche: Wie August von Finck in der Schweiz ein Imperium aufbaute und weshalb diesem im Erbstreit ein Erdbeben droht.

DIE  WELTWOCH

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Archiv
seit 2011



Werbung in eigener Sache

Eine Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften lobt die Wirkung ihres eigenen Mastertitels für Pflegerinnen und Pfleger. Wer von Akademikern betreut werde, sei gesünder. Und es liessen sich erst noch Kosten sparen. Wer's glaubt. Von Mathias Binswanger

Die zunehmende Akademisierung im Gesundheitswesen wurde in letzter Zeit immer wieder kritisiert. Kein Wunder, dass deshalb Anbieter von akademischen Bildungsgängen versuchen, deren Nutzen mit allen Mitteln herauszustreichen. Im besten Fall kann man diesen Nutzen auch noch wissenschaftlich «beweisen», und ein Teil der Forschung im Pflegebereich dient genau diesem Zweck.

Den Vogel in dieser Beziehung schiesst eine kürzlich veröffentlichte Studie am Institut für Pflege an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) ab. In der NZZ vom 20. Dezember 2014 wurde diese mit folgendem Untertitel vorgestellt: «Eine neue Studie zeigt, dass dank Pflegerinnen und Pflegern mit Masterabschluss alte Menschen seltener ins Spital müssen.»

Herausgefunden hat dies ein Team um Professor Lorenz Imhof, der dann auch konsequenterweise mehr Akademiker in der Pflege fordert. Allerdings nicht irgendwelche Akademiker, sondern solche mit einem Masterabschluss in Advanced Practice Nursing (APN). Dieser Masterstudiengang wird, wen wundert es, gerade am Institut für Pflege an der ZHAW angeboten. Es geht also um Werbung in eigener Sache, was Lorenz Imhof in dem NZZ-Artikel ganz offen ausspricht: «Wer bei uns ein entsprechendes Studium beginnt [gemeint ist das Masterstudium in APN], hat im Prinzip eine Jobgarantie. Unsere Absolventen werden vom Arbeitsmarkt förmlich aufgenommen.»

«Empirisch bewiesen»

Schön, wenn man sich auf diese Weise die Nachfrage nach Mastertiteln gleich selbst schaffen kann. Die Nachfrager nach Advanced Practice Nurses (APNs) sind ja nicht die Patienten selbst, sondern staatliche Gesundheitsorganisationen wie Spitäler oder die Spitex. Also muss man diese Organisationen mit Hilfe von Forschung vom Nutzen der neuen Mastertitel überzeugen und, um diese noch schmackhafter zu machen, auch noch mit Kosteneinsparungen in Verbindung bringen.

Das Forschungsteam um Lorenz Imhof hat in dieser Hinsicht ganze Arbeit geleistet. In der Studie wird nicht nur die Verbesserung der Pflege «empirisch bewiesen», sondern es werden auch Kosteneinsparungspotenziale aufgedeckt. «Wenn eine APN zehn hochbetagte Personen innerhalb von neun Monaten vier Stunden berät, können wir damit einen



Mehr Akademiker: Professor Imhof.

Spitaleintritt verhindern», heisst es in dem NZZ-Artikel. Und es kommt noch besser. Trotz diesen Kosteneinsparungen sollen im Pflegebereich keine Stellen abgebaut werden. Also eine Win-win-Situation?

Schaut man sich die Studie («Effects of an Advanced Practice Nurse In-Home Health Consultation Program for Community-Dwelling Persons Aged 80 and Older») genauer an, dann fallen vor allem zwei Dinge auf. Erstens vergleicht die Studie Äpfel mit Birnen, und zweitens werden nur die Kosten beachtet, die dem Resultat dienlich sind.

Kommen wir zuerst zum Vergleich von Äpfeln mit Birnen. Wie üblich bei solchen Untersuchungen wurden zwei Gruppen von Patienten mit gleichen Merkmalen untersucht. In diesem Fall handelte es sich um Personen im Alter von jeweils über achtzig Jahren, von denen die eine Gruppe (die Interventionsgruppe) über einen Zeitraum von neun Monaten viermal von Pflegefachpersonen besucht wurde, die bereits einen Masterstudiengang in APN absolviert hatten.

Die andere Gruppe (Kontrollgruppe) wurde betreut wie bisher, das heisst ohne Besuche von Pflegerinnen oder Pflegern mit einem Master in APN. Die Studie zeigt nun, dass in der von APNs betreuten Gruppe ungefähr dreissig Prozent weniger akute Zwischenfälle

auftraten und dass die Zahl der Stürze und die Spitaleinlieferungen um etwa die gleiche Prozentzahl geringer waren. So weit ist alles in Ordnung.

Das Problem ist aber, dass es sich bei den insgesamt vier Pflegefachpersonen mit Master in APN um sehr erfahrene Pflegerinnen oder Pfleger handelte, die im Durchschnitt 22 Jahre Arbeitserfahrung besaßen. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass der positive Effekt nicht auf den Mastertitel, sondern auf die grosse Erfahrung und die spezielle Instruktion für dieses spezielle Programm zurückzuführen ist. Korrekterweise hätte die Kontrollgruppe ebenfalls von erfahrener Pflegepersonal, allerdings ohne Master in APN, betreut werden müssen. Erst dann könnte man feststellen, ob es wirklich der Mastertitel ist, der die Betreuungsqualität verbessert.

Mit Swiss Quality Award ausgezeichnet

Und wie steht es mit den behaupteten Kosteneinsparungen? Die Studie selbst ist da sehr vorsichtig, indem sie nur von möglichen und vermuteten Kostensenkungen spricht. Doch in dem anfangs zitierten NZZ-Artikel sind die Worte «möglich» und «vermutet» nicht mehr anzutreffen, und der Rückgang der Kosten wird jetzt einfach behauptet. Allerdings handelt es sich dabei nur um vermutete Kosteneinsparungen aufgrund von weniger Spitaleintritten und Behandlungen. Die gesamten Kosten der Ausbildung und die zusätzlichen Lohnkosten der APNs sind für die Studie nicht relevant. Doch in der Realität müssen diese auch bezahlt werden.

Wir können somit festhalten, dass die Untersuchung von Imhof und Co. weder einen Beweis für den Nutzen von Mastertiteln in der Pflege noch für Kosteneinsparungen erbringt. Trotzdem wurde die Studie im vergangenen Jahr mit dem Swiss Quality Award 2014 ausgezeichnet. Da bleibt doch die Frage, wofür der Begriff «Qualität» in diesem Fall steht.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.



Applaus aus der Veganer-Szene: ETH-Forschungsobjekte.

Die sonderbaren Experimente der ETH

Die Studie der Tierwohlforscherin Edna Hillmann über Kuhglockengebimmel sorgte für Proteste. Regelmässig setzt die Wissenschaftlerin der ETH Zürich auf skurrile Versuche. So lässt sie Kälber kralen, Ziegen beschallen, Pferde beleuchten und Schweine mit Bällen spielen. *Von Alex Reichmuth*

Edna Hillmann darf nicht mehr mit den Medien sprechen. Die ETH Zürich hat es ihr verboten. Alle Versuche, mit der Chefin der Forschungsabteilung für Verhalten, Gesundheit und Tierwohl in Kontakt zu treten, scheitern. Die Medienstelle der Hochschule teilt mit, Hillmann äussere sich zur umstrittenen Kuhglockenstudie erst wieder, «wenn die wissenschaftliche Arbeit vollständig abgeschlossen ist». Auch das Anliegen, mit Hillmann über ihre sonstige Forschungstätigkeit zu sprechen, wird abgeschmettert.

Noch vor einigen Wochen war es anders. Edna Hillmann und ihre Doktorandin Julia Johns wirkten grosszügig bei Medienproduktionen über ihre Experimente mit Kuhglockengebimmel mit. Die Ergebnisse sind zwar wissenschaftlich bis heute nicht publiziert. In der Forschung gilt es als No-go, Resultate an

die Öffentlichkeit zu tragen, bevor sie in einer Fachzeitschrift publiziert sind. Aber die Tierwohlwissenschaftlerinnen erachteten ihre Erkenntnisse offenbar als so bahnbrechend, dass sie jede Zurückhaltung abstreiften. Die Forscherinnen «sind sich bewusst, in diesem Fall nicht richtig gehandelt zu haben, und entschuldigen sich dafür», heisst es bei der ETH nun. Die Autorinnen und die ETH bedauerten das Medienecho, das in diesem Fall ausgelöst wurde, «ausserordentlich».

Lust auf Gras vergeht

In der Tat war der mediale Lärm fast noch ohrenbetäubender als das Gebimmel der mächtigen 5,5-Kilogramm-Glocken, die Hillmann und Johns ihren Testkühen um den Hals gelegt hatten. Am 21. September ging es los mit den Berichten. «Glocken lassen Kühe leiden»,

meldete die *Schweiz am Sonntag*. «Eine Kuhglocke ist so laut wie ein Presslufthammer», lautete die Botschaft. Gemäss dem Artikel hatten die Forscherinnen ihren Braunviehprobandinnen nicht nur schwere Glocken umgebunden, sondern auch einen Bauchgürtel zur Messung der Herzfrequenz angeschnallt, einen Aktivitätsmesser am Bein befestigt und einen Halfter zur Aufzeichnung von Kopfbewegungen und Schallpegel angelegt. Und siehe da: Die akribischen Messungen zeigten, dass die Kühe ob dem Geläut weniger frassen. Selbst Glocken mit festgeklebtem Klöppel liessen ihnen den Appetit vergehen, allein wegen des Gewichts um ihren Hals. Dutzende weitere Zeitungsartikel, Fernsehbeiträge und Radioberichte folgten. Die «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens berichtete ebenfalls. Auch im Ausland gab es Schlagzeilen. «End-

loses Glockengeläut ist Folter für die Kühe», vermeldete die britische *Times*.

Für Landwirte waren die Experimente auch schwer zu ertragen. «Mein Gott, sind diese Forscher weltfremd», enervierte sich Bauernpräsident Markus Ritter in einem Presseinterview. So schwere und laute Glocken wie in den ETH-Versuchen würden den Kühen höchstens bei Alpaufzügen und auf Viehschauen umgelegt. Normalerweise trügen die Kühe Weid-schellen, die nur 500 Gramm schwer seien. Besonders aus dem Häuschen brachte Ritter der Vorschlag der Forscherinnen, die Kühe auf der Alp künftig per GPS statt per Glockenschlag zu orten. «Die Forscher haben keine Ahnung von der Realität.»

Edna Hillmann stammt aus Deutschland und ist seit 2004 Dozentin an der ETH Zürich. Seit 2010 leitet sie an der Hochschule die Abteilung für Verhalten, Gesundheit und Tierwohl. «Unsere Forschung beschäftigt sich mit den komplexen Interaktionen zwischen Haltungsbedingungen von Nutztieren und deren Fähigkeit, mit diesen umgehen zu können», lautet der etwas holprige Selbstbe-schrieb im Internet. Auffällig: Auf der Abtei-lung arbeiten fast nur Frauen. Der einzige männliche Forscher, Dozent Markus Stauffacher, hat allerdings einen direkten Draht nach oben, ist er doch gleichzeitig Mitglied des ETH-Rats.

Weniger Kot bei Rot

So skurril die Kuhglockenstudie wirkt: Sie passt bestens ins Forschungsprogramm von Edna Hillmann und ihrem Team: Oft setzt dieses Nutztiere irgendwelchen Reizen aus, um dann mit allerhand Instrumenten die Re-aktionen zu messen. «Auswirkungen von Tö-nen unterschiedlicher Qualität auf die Herzschlag-Parameter von Ziegen», lautete etwa der Titel einer früheren Arbeit. Für eine Stu-die, bei der Hillmann 2011 Co-Autorin war, liess sie Kälber mit einer Bürste behandeln – um zu prüfen, ob dies ihr Fressverhalten ver-ändert. Auch ergab ihre Forschung, dass eine «taktile Behandlung» die «stressanzeigen-nden Parameter» junger Kühe verbessert. Dem Schweizer Forschungsinstitut für biologi-schen Landbau (FiBL) gefielen die Resultate: «Kälber-Kraulen macht Fleisch zarter», ver-kündete es.

In einer weiteren Studie testete die Tier-wohlforscherin, ob sich «kalbführende Kühe» «olfaktorisch stimulieren» lassen. Dabei wur-den die Tiere beim Melken mit dem Geruch ihrer Kälber «konfrontiert», und es wurde da-rauf geachtet, ob sich ihr Milchfluss verändert. Der Erkenntnisgewinn scheint gering gewe-sen zu sein, liessen sich doch nach Abschluss der Tests «keine signifikanten Effekte auf die untersuchten Variablen erkennen». Es könne aber, liest man weiter, «keine Aussage darüber getroffen werden, ob die Kühe tatsächlich



«Weltfremd»: ETH-Forscherin Hillmann.

nicht auf den olfaktorischen Reiz reagierten oder ob lediglich die gewählte Form der Ge-ruchspräsentation ungeeignet war». Weiterer Forschungsbedarf scheint also gegeben.

Auch Schweine beglückt Edna Hillmann mit ihren Versuchen. So testete sie etwa, ob diese bei Kälte «ihre Lautgebung» verändern. Schlagzeilen machte 2009 eine ETH-Studie, bei der es darum ging, zu erkennen, wie sich tägliches Ballspielen bei Schweinen auswirkt. Das Fazit war positiv. «Tiere, die in ihrem Leben mehr lernen und spielen durften, ver-tragen problematische Situationen wie einen Transport besser und reagieren gelassener», verkündete Edna Hillmann damals. «Unter-haltungsprogramme bereichern das Leben von Mastschweinen», schloss die *NZZ am Sonn-tag* daraus.



Besonders skurril wirkt eine Versuchsreihe der Wissenschaftlerin, bei der sie «die Wirkung von farbigem Licht auf Verhalten und Physio-logie von Pferden» ergründete. Konkret setzte sie zwanzig Freiburger Hengste wahlweise rotem, grünem, blauem, gelbem und weissem Licht aus. Dabei wurden die Reaktionen der Tiere beobachtet sowie physiologische Indi-katoren wie Herzfrequenz, Körpertemperatur und Cortisol-Anteil im Speichel gemessen. Resultat der Experimente: Die Pferde tranken überdurchschnittlich oft bei Rot, Grün und Gelb, drehten sich bei Gelb tendenziell häufi-ger im Kreis, scharrtten bei Blau weniger oft und setzten bei Rot seltener Kot ab. Keinen signifikanten Einfluss hatte die Versuchsfarbe auf Vorgänge wie Gähnen, Kopfschütteln, Schnauben und Wiehern.

Die Menschheit als «Krebsgeschwür»

Angesichts solcher Versuche gerät Markus Rit-ter erneut ins Hadern. Hillmanns Forschungs-themen seien punkto Tierwohl «nicht von Bedeutung» und «für die Praxis von keiner Relevanz», so der Präsident des Bauernver-bands gegenüber der *Weltwoche*. Er bedaure, dass die ETH ihre beschränkten Ressourcen nicht für Dringenderes bei der Erforschung der Tierzucht einsetze. Hillmanns Studien könnten das Vertrauen in die Forschung kaum stärken. In der Tat kommen einem Zweifel, ob die seltsamen Experimente der deutschen Wissenschaftlerin den Weltruhm der Hoch-schule tatsächlich mehren.

Der Schweizer Bauernverband unterhält jedenfalls keine Kontakte zu Hillmanns Tier-wohlabteilung. Verbindungen gibt es aber zu Anhängern des biologischen Landbaus. So ist die ETH-Abteilung unter anderem Koopera-tionen mit dem FiBL und dem Institut für Öko-logischen Landbau im deutschen Braun-schweig eingegangen. Auch Vegetarier fahren auf Hillmanns Resultate ab. «Kein Mensch läuft freiwillig mit einer Glocke um den Hals herum», verkündete vor einigen Tagen die be-kennende Veganerin Nancy Holten gegenüber den Medien – mit Verweis auf Hillmanns Stu-die. «Und was man selber nicht will, darf man auch anderen Lebewesen nicht antun.» Holten hat auf Facebook eine Gruppe namens «Kuh-glocken out» initiiert.

Sogar materielle Unterstützung hat Edna Hillmann von Vanja Palmers bekommen. Der Calida-Erbe hat die Kuhglockenstudie mit 25 000 Franken mitfinanziert. In einem Inter-view bezeichnete der bekennende Tierschüt-zer, Buddhist und Veganer die Menschheit kürzlich als «Krebsgeschwür auf der Erde». Während Praktiker wie etwa Bauern mit Hill-manns Forschung wenig anfangen können, findet diese vor allem Anklang in ökologisch oder gar esoterisch angehauchten Kreisen, die einer Nutzung von Tieren grundsätzlich skeptisch gegenüberstehen. ○



Gegenrede

Ausverkauf sieht anders aus

Der Kanton Zürich schreite in seiner Spitalpolitik Richtung Planwirtschaft, sagte Beat Huber in der *Weltwoche*. Der Direktor der Privatklinik Pyramide am See liegt falsch. Der Kanton gibt den Spitalern möglichst viel Handlungsspielraum. Von Thomas Heiniger

Vor Weihnachten hat es einiges zu lesen gegeben zu meiner Spital(planungs)politik. Die *Weltwoche* veröffentlichte ein Interview mit Beat Huber, Direktor der Privatklinik Pyramide am See, der zusammengefasst sagt, der Staat trete im Gesundheitswesen immer dominanter auf: «Insbesondere der Kanton Zürich redet überall mit. Es geht klar in Richtung Planwirtschaft.» Gleichentags reagierte die Gewerkschaft VPOD mit einer Medienmitteilung auf die beabsichtigte Verselbständigung der bisher kantonseigenen Psychiatrieklinik IPW. Damit werde deren «Ausverkauf» vorgespurt, schrieb der VPOD. Und machte klar: Er werde sich «auch gegen die Privatisierung der IPW dezidiert zur Wehr setzen».

Was jetzt? Marschieren der Zürcher Gesundheitsdirektor und mit ihm der Kanton Zürich «in Richtung Planwirtschaft»? Oder muss hier, ganz im Gegenteil, ein «Privatisierungsturbo» gestoppt werden? Der Kanton Zürich hat die Weichen für eine auch in Zukunft starke Spitallandschaft tatsächlich gestellt. Diese gehen aber weder in Richtung Planwirtschaft, noch führen sie zu einem «Ausverkauf». Bleiben wir also bei den Fakten.

Der Kanton Zürich verfügt heute über eine ausgezeichnete Spitalversorgung. Wir befragen jedes Jahr die Bevölkerung zu ihrer Zufriedenheit mit dem Angebot. Jedes Jahr sind die Resultate sehr gut. Gleichzeitig sind die Spitäler im Kanton Zürich im schweizweiten Vergleich mit Abstand die effizientesten.

Diesen Erfolg können wir nicht weiterführen, indem wir stehenbleiben. Im Gegenteil: Wenn sich das Umfeld ändert, sollten wir uns gut überlegen, wie wir darauf reagieren müssen, damit die Erfolgsgeschichte weitergeschrieben werden kann. Und die Rahmenbedingungen haben sich in der Schweiz seit 2012 mit dem revidierten Krankenversicherungsgesetz (KVG) grundlegend verändert. Auch die Kantone sind deshalb gefordert. So muss es darum gehen, die Handlungsspielräume der Spitäler zu erweitern – und nicht darum, sie zu verringern. Und gleichzeitig müssen auch die Rollen des Kantons bereinigt und die Zahl der Hüte, die er trägt, reduziert werden.

In einem wettbewerblichen Umfeld müssen die Akteure vom Staat erwarten können, dass er für faire Bedingungen sorgt. Das bedeutet in erster Linie gleich lange Spiesse für alle. Im Spitalbereich heisst dies insbesondere Gleichbehandlung bei der Vergabe von Leistungsaufträ-

gen oder Subventionen, neutrale Beurteilung oder Festsetzung von Tarifen. Schwierig wird es, wenn der Kanton nicht nur hoheitlich auftritt, sondern auch selbst am Wettbewerb teilnimmt – also quasi als Schiedsrichter auf dem Feld auch gleich noch mitspielt. Dies führt unweigerlich zu Interessenkonflikten. Es führt aber auch dazu, dass die Akzeptanz hoheitlicher Entscheide abnimmt. Vor Herausforderungen stehen auch die Spitäler: Um langfristig im kompetitiven Umfeld der schweizweiten Spitalwahlfreiheit des Patienten bestehen zu können, brauchen sie unternehmerischen Handlungsspielraum. Sie müssen flexibel und rasch auf neue Anforderungen, auf veränderte Bedürfnisse der Patienten reagieren können.

Mehr Stabilität

Der Kanton Zürich hat die Herausforderung, die Spitallandschaft auf die veränderten Rahmenbedingungen auszurichten, angenommen. Als Gewährleister der Spitalversorgung hat er dies mit der Spitalplanung, den neuen Spitallisten und dem Spitalplanungs- und -finanzierungsgesetz bereits getan. Als Spitaleigentümer hat er nun ebenfalls die wesentlichen Vorhaben auf den Weg gebracht, um auch den eigenen Betrieben den benötigten Handlungsspielraum einzuräumen und um seine

Rollenkonflikte zu klären. Der Kanton Zürich orientiert sich dabei am Grundsatz, dass sich die Spitalversorgung auf ein breites Spektrum von Leistungserbringern abstützt: nicht auf den Kanton, sondern auf Dritte. Dieses Leistungsangebot erhöht die Stabilität des gesamten Versorgungssystems und ermöglicht einen gesunden Qualitäts- und Preiswettbewerb unter den Spitalern. Dies bedeutet, dass der Kanton mittelfristig keine nichtuniversitären Spitäler mehr betreiben soll. Konkret betrifft dies das Kantonsspital Winterthur und die IPW. Mit der Umwandlung in Aktiengesellschaften wird bei diesen Betrieben die Grundlage geschaffen, dass ein Trägerschaftswechsel möglich wird. Anders ist die Situation bei der universitären Medizin: Hier gehen Versorgung, Forschung und Lehre Hand in Hand und müssen koordiniert werden. Die universitären Spitäler sollen im Kanton Zürich deshalb zwar ebenfalls über die notwendige betriebliche Autonomie verfügen, aber unter kantonaler Trägerschaft bleiben.

Damit sind die Weichen im Kanton Zürich gestellt: für eine patientenorientierte und leistungsfähige Spitallandschaft. «Planwirtschaft» oder «Ausverkauf» sehen anders aus.

Thomas Heiniger (FDP) ist Gesundheitsdirektor des Kantons Zürich.



«Gleich lange Spiesse für alle.»

Bürger in die Ämter!

Was macht den Sonderfall Schweiz aus? Nicht nur Neutralität, Föderalismus und direkte Demokratie, meint Avenir Suisse, sondern vor allem auch das Milizsystem. Der Think-Tank veröffentlicht jetzt Vorschläge, wie sich die angeschlagene Leitidee des Landes wieder stärken liesse. Von Markus Schär

«Kaum eingebürgert, schon Gemeinderat», titelte die *Thurgauer Zeitung* am 5. Januar. Hüttlingen, eine 816-Seelen-Gemeinde im Thurtal, brauchte bei den Wahlen der Behörden am Berchtoldstag noch eine willige Person für den Gemeinderat. Dafür habe es intensive Gespräche gegeben, vor allem auch mit Frauen, beteuerte die Frau Gemeindeammann: «Wie sich aber zeigte, war bei niemandem – aus beruflichen oder familiären Gründen – die Zeit reif für diesen Schritt.»

Die Versammlung, immerhin mit einem guten Drittel der Stimmberechtigten, wählte schliesslich Frank Zehnle, CEO der Swisscom-Tochter Curabill, die Lösungen für das Forde­rungsmanagement anbietet. Er habe damit «eine Blitzkarriere hingelegt», stellte der Berichterstatter fest, zumal die Gemeinde den gebürtigen Deutschen erst vor einigen Monaten eingebürgert hatte: «Er machte damals schon klar – und bekräftigte das vor der geheimen Wahl –, dass er sich aktiv ins Gemeindeleben einbringen wolle.»

Der Manager, der seine Opportunitätskosten nur zu gut kalkulieren kann, also was ihm an Einkommen oder Erholung entgeht, wenn er an einer Sitzung über einem Kanalisationsprojekt brütet oder am Feierabend ein Gespräch mit einem aufgebrachten Mitbürger führt, weiss offenbar, was Gottfried Keller meinte. Wenn ein Ausländer die «schweizerische Staatseinrichtung» liebe, schrieb der Nationaldichter in seinem Manifest von 1841, also vor der Gründung des Bundesstaates, dann sei er «ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben».

Zwang der Liberalen?

Was macht die Schweiz aus, also den seit einem Vierteljahrhundert belächelten und umstrittenen Sonderfall? Die direkte Demokratie, die Neutralität, den Föderalismus oder die Gemeindeautonomie nennen die meisten als einzigartige Merkmale. Avenir Suisse weist jetzt auf ein weiteres, zu wenig gewürdigtes hin: das Milizsystem. Der Think-Tank gab vor zwei Jahren ein stark beachtetes Buch heraus: «Ideen für die Schweiz. 44 Chancen, die Zukunft zu gewinnen». Eine Idee stiess dabei klar auf das grösste Interesse: ein allgemeiner Bürgerdienst, der von allen Schweizerinnen und Schweizern, aber auch von den niedergelassenen Ausländern zu leisten wäre. Ausgerechnet der liberale Think-Tank wolle die Leute zum Dienst fürs Vaterland zwingen, höhnten Kritiker. Sie über-



«Organisationsprinzip auf allen Stufen»: Zivilschützer und Gemeindearbeiter in Bedretto.

sehen: Die Schweiz kann nur als liberale *res publica* bestehen, wie sie 1848 gemeint war, wenn die Bürger nicht nur mit Steuern und Gebühren für Dienstleistungen bezahlen und mehrmals im Jahr abstimmen, sondern selber Einsatz für die Gemeinschaft beweisen.

Ein unverbindlicher Republikanismus reiche nicht aus, um den Staat zu betreiben, stellt ein Band fest, den Avenir Suisse jetzt herausgibt: «Das Milizsystem ist nicht nur Leitidee, sondern konkretes Organisationsprinzip auf allen Stufen.» Doch die Leitidee ist gefährdet, nicht nur bei der Armee – um die es in diesem Buch nicht geht –, wo niemand mehr die allgemeine Dienstpflicht ernst nimmt. Einerseits finden sich immer weniger Freiwillige für Gemeinderäte, Schulpflegen oder Kirchenvorsteher­schaften; andererseits nehmen immer mehr professionalisierte Institutionen den Laien Aufgaben weg, also die Schulleitungen den Vorstehern oder die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden den Vormündern – was Ursache und was Wirkung ist, lässt sich dabei kaum ergründen. Wo das Milizsystem steht und wohin es gehen könnte, stellt deshalb das Buch von Avenir Suisse dar: «Bürgerstaat und Staatsbürger: Milizpolitik zwischen Mythos und Moderne».

«Alle untersuchten Indikatoren zeigen, dass die Teilnahmebereitschaft für Milizämter in den Gemeinden abgenommen hat», fasst Her-

ausgeber Andreas Müller verschiedene Studien im Band zusammen. So schreibt Professor Andreas Ladner, der das politische Leben auf kommunaler Ebene seit einem Vierteljahrhundert erforscht, schon jede zweite Gemeinde bekunde Mühe, geeignetes Personal zu finden. Kein Wunder, denn die landesweit 14 000 Gemeinderäte verbringen insgesamt eine Million Stunden im Jahr an ihren Sitzungen, zu einem Stundenlohn von 25 Franken, also knapp über dem von den Gewerkschaften geforderten Mindestlohn. Und ihr Amt bringt ihnen oft mehr Ärger als Ansehen.

Was tun, um die angeschlagene Leitidee des Landes wieder zu stärken? «Das Milizsystem ist auf die Schnelle nicht reformierbar», schliesst Andreas Müller. Längerfristig setzt Avenir Suisse darum auf den Bürgerdienst: «Es wäre eine gemeinsame Entscheidung, den schweizerischen Republikanismus zu beleben und weiterzuleben.» Bis das Volk den Bürgerdienst einführt, braucht das Land mehr Bürger wie Frank Zehnle, die beherzigen, was Gottfried Keller auch schrieb: «Keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht imstande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt.»

Andreas Müller (Hrsg.): Bürgerstaat und Staatsbürger. Milizpolitik zwischen Mythos und Moderne. NZZ Libro. 216 S., Fr. 38.–

Churchills Codeknacker

Alan Turing, Computerpionier, Jahrhundertgenie und schwul, hat den Alliierten im Zweiten Weltkrieg den Weg zum Sieg eröffnet. Durch das Entschlüsseln des Nazi-Geheimcodes bewahrte er Hunderttausende Menschen vor dem Tod. Ein stiller Triumph, den er mit dem eigenen Leben bezahlte. *Von Urs Gehriger*

Es war in Polen der erste Schuss gefallen, als ein schwächlicher 27-jähriger Mann sich aus London hinaus bewegte, nordwärts nach Bletchley Park in der Grafschaft Buckinghamshire, und dort Wohnsitz nahm in einer so rudimentär gezimmerten wie spartanisch eingerichteten Holzhütte in grünespanfarbenem Ton. Der Mann würde den Krieg hier verbringen, als Churchills erster Soldat, von dem freilich niemand Kenntnis erhalten durfte, so sensibel war das Handwerk, das er hier verrichten sollte.

Die Lage ist verzweifelt, als Alan Turing seine Arbeit beginnt. Paris ist besetzt, halb Europa erobert, über England tobt die Luftschlacht, und im Atlantik lauert Admiral Dönitz' U-Boot-Flotte den Handelsschiffen auf, die anfänglich in ahnungsloser Geschäftigkeit, alsbald in panischer Furcht über das Meer brausen. In kaltblütiger Gelassenheit gruppiert Hitlers erster Admiral seine U-Boote zu Rudeln und lässt sie urplötzlich aus dunkler Tiefe zuschlagen, wobei er seinen Kapitänen die Schlachtbefehle in rätselhaft verschlüsselter Sprache kommuniziert.

Die Enigma (eine Meisterleistung der Kryptografie): Kryptografie, eine der ältesten Kriegstechniken der Menschheit, über deren raffinierte Methoden bereits im alten Ägypten schriftliche Zeugnisse vorliegen, hat die Geheimhaltung einer Nachricht zum Ziel. Über Julius Cäsar wird von einer nach ihm benannten Cäsar-Chiffre berichtet, die jeden Buchstaben im Alphabet um einen festgelegten Wert verschiebt. Jahrtausende wurde von Hand verschlüsselt, mit Zettel und Stift, erst ab 1918 kommen Maschinen zum Einsatz, und es sind bemerkenswerterweise die Deutschen, unter deren elaborierter Effizienz die Industrialisierung in die Welt der Geheimcodes Einzug hält.

Der promovierte Elektroingenieur Arthur Scherbius meldet 1918 eine Maschine zum Patent an, Enigma nennt er sie, zu Deutsch: Geheimnis, Mysterium, Rätsel. Er vermarktet seine Erfindung zunächst kommerziell, Ende der 1920er Jahre interessieren sich zunehmend deutsche Militärs für seine Chiffriermaschine. Sie gilt als unknackbar. Die Enigma bietet 206 000 Millionen Millionen Möglichkeiten, einen Text zu verschlüsseln. Zum Vergleich: Die Chance, im Lotto zu gewinnen, steht bei 1:14 000 000.

Tödliches Rätsel: Vom ersten Kriegstag an ist der Äther voll von codierten deutschen Mittei-

lungen. Die Briten sitzen ratlos vor dem Buchstabensalat. Die Enigma ist, im wörtlichen Sinn, ein Rätsel. Ein äusserst tödliches. Allein in den ersten Kriegsmonaten kostet die Enigma Zehntausende Menschenleben. «Könnte man sie bloss knacken!», seufzt Churchill. Aber dafür bedarf es schier übermenschlicher Gerissenheit. Seine Hoffnungen ruhen auf dem Mann im Holzhaus.

Geistesblitz hinter hoher Stirn (erste Annäherung an ein Genie): Alan Turings Erscheinung ist von eigenartiger Natur. Auf gedrungenem Hals, der direkt dem Hemdkragen entwachsen scheint, trägt er sein Haupt oft leicht geneigt; aus dunklen Höhlen blicken zwei scheue und gleichsam still funkelnde Augen, über denen, sonderbar genug zu seiner kurz aufgeworfenen, stupsartigen Nase passend, zwei buschige, energische Brauen stehen, neugierig um sich spähend.

Sein seitwärts gekämmtes Haar, am Scheitel gelichtet, über den kräftigen, leicht abstehenden Ohren sehr kurz geschnitten, liegt glatt, durch Pomade gehalten, am apfelförmigen Kopf und umrahmt eine ebenmässig geformte Stirn, die ein wenig zu hoch erscheint im Verhältnis zu der fast zierlichen Gestalt. Grosse Ideen nehmen hinter dieser Stirn ihren Anfang, kühne Geistesblitze entspringen da, geniale



Mysterium, Rätsel: Chiffriermaschine Enigma.

Eingebungen, die den Krieg entscheiden werden.

Fast immer heckt er sie allein aus, denn zur Arbeit im Team ist er nicht geboren, vielmehr ist er Einzelkämpfer, ein verschrobener, leicht schrulliger Wissenschaftler, der die Wände entlangstreicht, den Blick seitwärts gegen den Boden geneigt, und peinlich erschrickt, wenn er unvermittelt angesprochen wird, besonders wenn es eine Frau ist, die ihn aus seiner Gedankenwelt reisst. Seit Wochen ist er nun schon am Werk in seiner Holzhütte, mit seinen Gedanken um den geheimnisvollen Kasten kreisend, der dem flüchtigen Schein nach aussieht wie eine hölzerne Hutschachtel.

Ewig dreht die Walze (technischer Exkurs): Rund 100 000 Stück Enigma haben die Deutschen im Einsatz. In jeden Graben, an jede Front wird sie mitgeschleppt. Auf Fotografien sieht man General Guderian im Panzerwagen, der Meldesoldaten Befehle in die Enigma diktiert. Ihr Erfinder sagt: «Die Maschine ist ganz ähnlich einer Schreibmaschine gebaut und wird auch genau wie diese bedient.» Sie besteht im Wesentlichen aus der Tastatur, einem Walzensatz von drei austauschbaren Walzen und einem Lampenfeld zur Anzeige.

Der Walzensatz ist das Herzstück zur Verschlüsselung. Drückt man eine Buchstabentaste, so fliesst elektrischer Strom von einer in der Enigma befindlichen 4,5-Volt-Batterie über die gedrückte Taste durch den Walzensatz und lässt eine Anzeigelampe aufleuchten. Der aufleuchtende Buchstabe entspricht der Verschlüsselung des gedrückten Buchstabens. Da sich bei jedem Tastendruck die Walzen ähnlich wie bei einem mechanischen Kilometerzähler weiterdrehen, ändert sich das geheime Schlüsselalphabet nach jedem Buchstaben.

Gibt man «GOEBBELS» ein, so leuchten nacheinander beispielsweise die Lampen «PQWSTUEP» auf. Aufgrund der Rotation der Walzen wird jeder Buchstabe auf eine andere Weise verschlüsselt. Im Beispiel wird das vordere B von GOEBBELS zu S, das hintere aber zu T.

Turings Tragödie, erster Teil: 1912 als Sohn eines Beamten des indischen Kolonialdienstes geboren, verlebt Turing seine frühe Kindheit bei Pflegeeltern. Das Abc bringt er sich selbst bei, mit zehn befasst er sich mit der Anatomie des menschlichen Hirns, mit sechzehn analysiert er die Schriften Einsteins. Er gilt als verschrobener, seltsames Kind, schwer zugänglich



Können Maschinen denken? Wissenschaftler Turing.

und verklemmt. Turing, der später Hitlers Geheimsprache decodieren wird, trägt selbst ein Geheimnis in sich, ein schmerzvolles. Er verliebt sich in den Schulfreund, Christopher Morcom. Es ist eine hoffnungslose, unerwiderte Liebe. Und bald wird daraus untröstliches Leid. Christopher stirbt an Tuberkulose.

Brief an Christophers Mutter: «Ich wäre dankbar, wenn Sie mir einmal eine kleine Fotografie von Chris schicken könnten als Erinnerung seines Vorbildes und seiner Bestrebungen, mich sorgfältiges und sauberes

Arbeiten zu lehren. Ich vermisse sein Gesicht und wie er mir seitwärts zulächelte.»

Alan liebt Märchen und Mathematik. Christophers Tod inspiriert ihn, dem menschlichen Hirn auf die Spur zu kommen. Er will wissen: Wie ist das Hirn in seine physische Umwelt eingebettet, und wie könnte es ausserhalb des menschlichen Körpers existieren, als künstliche Intelligenz?

1937, im Alter von 25 Jahren, verfasst Turing die Schrift «On Computable Numbers», in der er darlegt, dass eine Maschine in der Lage ist, «jedes vorstellbare mathematische Problem zu

lösen, sofern dieses auch durch einen Algorithmus gelöst werden kann». Mit dieser Schrift, einer der Grundlagen der theoretischen Informatik, legt er den Grundstein für den Computer – und schmiedet den Schlüssel zum Dritten Reich.

Angriff aufs Herz (wie Turing das Nazirätsel knackt): Im Frühjahr 1940 baut das Reich die U-Boot-Flotte aus, um Grossbritannien von der Versorgung über den Atlantik abzuschneiden. Es ist ein Angriff auf die Lebensader des Landes. Turing tappt noch immer im Dunkeln. Er



«Schreibmaschine»: General Guderian, Enigma.

versucht es mit der Methode des «wahrscheinlichen Wortes», dem sogenannten *crib* (Spickzettel). *Cribs* sind Klartextphrasen, von denen ein Codeknacker weiss, dass sie in einem Geheimtext in verschlüsselter Form auftreten, oder es vermutet respektive errät.

Turing kommt die deutsche Gründlichkeit zugute. Jeden Morgen sendet die Wehrmacht Wetterberichte pünktlich zur selben Zeit und vom selben Ort. Oder sie verwendet in fast jedem Funkspruch die Wörter «Vaterland» und «Hitler». So gelingt es Turing, die Lage von *cribs* im Geheimtext zu erschliessen. Er bricht die Verschlüsselung und schafft es, die gesamten Meldetexte zu entziffern. Doch mit Papier und Bleistift ist die Geheimsprache nicht in nützlicher Frist zu knacken. Turing baut eine Maschine, die das Herz der Enigma angreifen soll. Er nennt sie «Bombe» – ein Computer, der Nachrichten innert Minuten decodiert. Bis Ende des Krieges werden über 200 «Bomben» in Betrieb sein und monatlich 90 000 Mitteilungen entschlüsseln.

Turings Bombe verhilft General Montgomery in Nordafrika zum Sieg. Zwar ist Monty seinem Erzfeind, Feldmarschall Rommel, an kriegerischer Brillanz unterlegen, doch fehlender Nachschub an Waffen, Munition und Treibstoff zwingt den «Wüstenfuchs» in die Knie.

Antony Beevor, Historiker und Bestsellerautor (erzählt im Salon auf seinem Landsitz in Canterbury): «Der wichtigste Beitrag zum Sieg der Alliierten in Nordafrika waren die Codeknacker aus Bletchley Park. Unter dem Decknamen Ultra ist es ihnen gelungen, die verschlüsselten Nachrichten der Deutschen zu brechen. Dies ermöglichte es der Navy und der Air Force, den Grossteil von Rommels Nachschub zu ver-



Schlagen urplötzlich aus dunkler Tiefe zu: Hitlers U-Boote.

senken, welcher über das Mittelmeer geschickt wurde.» Von den wahren Gründen seiner Niederlage ahnt Rommel nichts, blind ist das Vertrauen der deutschen Generalität in die Enigma, die als unbrechbar gilt. Manfred Rommel, Generalssohn: «Mein Vater dachte bis zum Lebensende, dass es im italienischen Oberkommando ein Leck gab.»

Stilles Brüten am Ententeich: Siebzig Kilometer nördlich von London, in geografischer Mitte zwischen den Universitäten von Cambridge und Oxford, liegt Bletchley Park, im Kriegsjargon Station X genannt. Hier, in balsamisch duftender Natur, fern von Krieg und Tragödie, werden die grössten Geheimnisse des Feindes entschlüsselt, wird das Schicksal mancher Schlachten entschieden.

Die Tarnung ist perfekt. Unter der silbrig flirrenden Bläue des Äthers reihen sich sattgrüne Blätterbäume um einen Ententeich, und auf

den scharf umgrenzten Schattenflecken, die sie bieten, verbringt die Belegschaft die Mittagspause. Marinebiologen, Paläontologen, Ägyptologen gehen ab 1939 hier ein und aus. Kreuzworträtselspezialisten, Schachchampions, Spezialisten für deutsche Romantik, die brilliantesten Geister aus dem ganzen Königreich werden rekrutiert, um an der Seite von Turing in nummerierten Holzhütten über den deutschen Geheimcodes zu brüten.

Sarah Baring, Angestellte in Station X: «Es waren Genies, aber meine Güte, waren sie seltsam. Einer trug einen Zwergenhut über seinen roten Bart gestülpt. Ein anderer spazierte, eine Tasse in der Hand, um den kleinen Ententeich, und wenn er seinen Kaffee getrunken hatte, schaute er mit verrücktem Blick auf seine Tasse und warf sie über seine Schulter ins Wasser. Jeden Abend wiederholte sich das Schauspiel, als wäre es ein Ritual.»

Die Belegschaft in Bletchley Park wächst mit jedem Monat, gegen zehntausend Personen wird sie gegen Ende des Krieges zählen. Die meisten sind Wrens, junge Frauen vom Women's Royal Naval Service. Sie bedienen Turings «Bomben», ohne zu wissen, wozu die Maschinen genau dienen. Eine einzige Frau arbeitete direkt an Turings Seite im Herzen von Station X. Sie verdient zwei Pfund pro Monat, etwas weniger als ihre Kollegen, obwohl sie in Cambridge zwei Auszeichnungen ersten Ranges in Mathematik erhalten hat. Turing mag sie. Er ändert ihre Schichten, um mehr Zeit mit ihr zu verbringen.

Joan Clarke, Turings Muse: «Wir haben einiges zusammen gemacht, wir gingen ins Kino zum Beispiel, aber es war schon eine Überras-



schung für mich, als er mich fragte: «Und, würdest du in Erwägung ziehen, mich zu heiraten?» Ich habe nicht gezögert. Er neigte sich zu meinem Stuhl und küsste mich. Wir hatten nicht wirklich viel physischen Kontakt. Am nächsten Tag, wir waren zusammen spazieren gegangen, sagte er mir, dass er diese homosexuelle Tendenz habe. Natürlich hat mich das etwas besorgt, da ich wusste, dass dies fast sicher etwas Permanentes war, aber wir haben zusammen weitergefahren.» Joan Clarke, von spröder Schönheit, war die einzige Frau in Alan Turings Leben, und dies nur für ein Jahr.

Professor I.J.Good, Kryptoanalyst: «Ja, ich mochte ihn gut leiden. Alan war exzentrisch in dem Sinne, dass er seine Kaffeetasse an den Heizkörper ankettete, um sie vor Gelegenheitsdieben zu sichern. Zur Arbeit radelte er mit aufgesetzter Gasmasken. Er dachte, das sei der logischste Weg, sich vor seiner Pollenallergie zu schützen. Einige wussten, dass er schwul war. Mir ist es nicht aufgefallen. Und zum Glück wussten die Sicherheitsbehörden nichts davon, denn sonst hätte man ihn gefeuert, und wir hätten den Krieg verloren.»

Churchills grösste Sorge ist groteskerweise, sein wachsendes Schlachtenglück könnte auf Seiten der Deutschen Misstrauen schüren. Die decodierten Nachrichten lieferten den Alliierten derart präzise Informationen über Truppenstärken und Nachschublinien der Deutschen, dass grösste Zurückhaltung angebracht ist, um sie nicht über die Massen militärisch auszuschlachten. Das führt zu dramatischen Entschlüssen, wie etwa bei der deutschen Invasion auf Kreta, über welche die Briten dank Turings Entschlüsselung präzise im Bild sind. Churchill beschliesst, Kreta zu opfern, um die Quelle zu schützen und die Deutschen weiterhin in falscher Sicherheit zu wiegen, die Enigma sei unknackbar.

Nach Amerika! Turing ist unterfordert. Ihm graust vor einem weiteren Winter auf dem englischen Lande, allein in dem kleinen Hause mit den anderen Knoblern und Rätselknackern, die ihm Gesellschaft leisteten; ihm graust vor den vertrauten Aufgaben, die seinen Geist nicht mehr zur Zufriedenheit ausreizen würden. Und so tut denn eine Einschaltung not, etwas Stegreifdasein, Fernluft, damit das nächste Jahr erträglich und ergiebig werde. Reisen also.

Ende 1942 setzt Turing über in die USA, was in diesem Fall tatsächlich bedeutete, dass er zu neuen Ufern aufbrechen würde. Er sollte den amerikanischen Kryptologie-Kollegen bei der Erforschung der Sprachverschlüsselung assistieren. Wenn es möglich wäre, so die Leitidee, die Sprache sicher zu codieren, dann könnte streng geheime Kommunikation von Person zu Person direkt über Funk oder sogar Telefon geführt werden. Zurück in England, baut Turing eine eigene Sprachmaschine. «Delilah»



«Die Gans, die goldene Eier legt, aber niemals schnattert»: Kriegspremier Churchill.

nennt er sie, bestehend aus drei Komponenten in der Grösse von Schuhschachteln. Delilah kommt erst nach dem Krieg zum Einsatz, als Vocoder in der Musikindustrie zum Beispiel. Wer Kraftwerks «Wir sind die Roboter» anhört oder in eine x-beliebige Diskothek abtaucht, schliesst Bekanntschaft mit der turingschen Sprachveränderungsmaschine.

Ein Koloss knackt den Lorenz: 1943 ist die U-Boot-Gefahr fast vorüber. Admiral Dönitz gibt sich geschlagen und zieht seine U-Boote aus dem Atlantik ab. Im Osten verblutet und erfriert Hitlers Wehrmacht in Stalingrad. Der

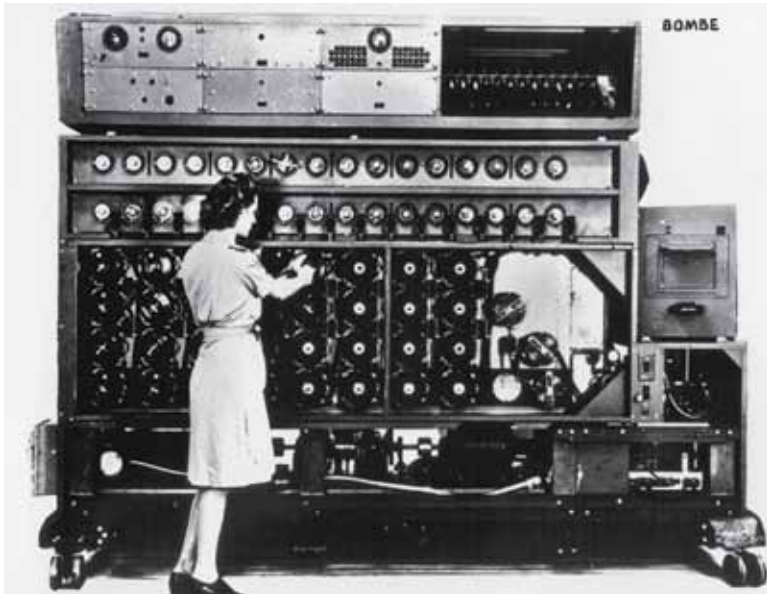
Krieg neigt sich dem Ende zu. Eine Aufgabe aber harrt Turings noch. Neben der Enigma verfügen die Deutschen über eine weitere, komplexere Geheimmaschine, den Lorenz.

Statt via Morsecode übermittelt der Lorenz verschlüsselte Nachrichten über Funkverbindungen. Dadurch kann eine wesentlich höhere Datenrate übertragen werden, was allerdings eine Kabelverbindung oder eine stabile und störungsfreie Funkstrecke erfordert. Daher wird die Technik nur für die Kommunikation höherer Stellen eingesetzt, besonders für diejenige des Führers, weshalb man den Lorenz später «Hitlers Blackberry» nennen wird. >>>

Man muss noch Ziele haben im Leben!



Die 300 Reichsten. Jetzt am Kiosk!



Er nennt sie «Bombe»: Turings erster Decodier-Computer.



Hier wird manche Schlacht entschieden: Station X in Bletchley Park.

Der Einbruch in den Lorenz erweist sich für die alliierte Planung der Invasion Europas als unentbehrlich. Auf der Basis von Turings Ideen zu einer universellen Maschine und Algorithmen baut der Tüftler Tommy Flowers eine Hochgeschwindigkeitsdecodiermaschine: Colossus. Das Monstrum von Zimmergröße ist der erste programmierbare Computer. Im Februar 1944 liest der erste Colossus Feindtext. Er kann sämtliche deutschen Truppenpositionen in Frankreich innert weniger Minuten eruieren und verhilft den Alliierten am D-Day zum Sprung auf den Kontinent.

El-Alamain, Anzio, Kursk, Normandie – an allen Fronten haben Turing und seine Codeknacker von Bletchley Park den alliierten Truppen den Weg zum Sieg eröffnet. Churchill nennt Turing und seine Leute «die Gans, die goldene Eier legt, aber niemals schnattert». Kaum ist der letzte Schuss gefallen, gibt Churchill den finalen Befehl: «Vernichtung!» Um das Geheimnis von Bletchley Park zu wahren, gilt es, die Gans zu schlachten. In Station X werden alle Geräte demontiert, vergraben oder zerstört. Keiner der Beteiligten spricht ein Wort darüber. Das grösste Codeknacker-Unternehmen aller Zeiten bleibt während Jahrzehnten geheim.

Die Mensch-Maschine: Auch die exzentrische Kühnheit und Originalität, mit der Turing dem Königreich während des Krieges zum Triumph verholfen hat, ist in Friedenszeiten nicht mehr gefragt. Es kümmert ihn nicht. Wie da Vinci und Newton ist Turing sehr praktisch veranlagt. Endlich kann er sich wieder der Verwirklichung seines Traums widmen, dem alten Mythos der Mensch-Maschine.

«Können Maschinen denken?», ist seine Leitfrage. Turing ist überzeugt davon, dass sie es können. 1950 führt er den Turing-Test ein. Ein menschlicher Fragesteller führt über eine

Tastatur und einen Bildschirm mit zwei ihm unbekanntem Gesprächspartnern – einem Menschen und einer Maschine – eine Unterhaltung. Wenn der Fragesteller nicht klar sagen kann, welcher von beiden die Maschine ist, hat die Maschine den Turing-Test bestanden, und es wird der Maschine ein dem Menschen ebenbürtiges Denkvermögen unterstellt.

«Das ist ein gefährlicher Gedanke», schreiben Zeitungen über Turings Test. «Er geht davon aus, dass wir eine Art Computer und damit wertlos sind.» Viele fassen allein die Vorstellung als Beleidigung auf, als Bedrohung sogar. Doch es ist ein anderer Umstand, der Turing selbst in Gefahr bringt.

Brief an Norman Routledge, Mathematiker: «Mein lieber Norman, ich habe mir nun die Art Ärger eingebrockt, den ich immer als eine Möglichkeit für mich erachtet hatte. [...] Ich werde wohl bald schuldig gesprochen wegen Unzucht mit einem jungen Mann. [...] Ohne Zweifel werde ich daraus als anderer Mann hervorgehen, bloss als welcher, weiss ich noch nicht. Ich fürchte jedoch, dass man folgenden Schluss aus dieser Geschichte ziehen wird: «Turing glaubt, dass Maschinen denken. – Turing schläft mit Männern. – Deshalb denken Maschinen nicht.» Es grüsst in Kummer, Alan.»

Turings Tragödie, letzter Teil: Homosexualität gilt im Nachkriegsbritannien als Verbrechen. Vor die Wahl gestellt, ins Gefängnis zu gehen oder sich einer Hormontherapie zu unterziehen, wählt er Letzteres. Freunden rapportiert er in einer Mischung aus Frivolität und Verzweiflung die Veränderungen, die seinem Körper durch chemische Kastration widerfahren, er schildert bildhaft, wie ihm Brüste wachsen. Ganz in Negation des Körperlichen kann auch der begeisterte Forscher künstlicher Intelligenz nicht leben. 1954 findet ihn seine Haushälterin tot im Bett. Ein

Zyanidgeschmack hängt im Raum. Auf seinem Nachttisch liegt ein angebissener Apfel.

Schneewittchen: «Dip the apple in the brew/Let the sleeping death seep through.» Seit Alan Turing 1938 den Disney-Film «Schneewittchen und die sieben Zwerge» gesehen hat, singt er immer wieder diesen Vers aus der Szene, in der die böse Hexe den Apfel in Gift taucht.

Die Ermittler unterlassen es, den Apfel auf Gift untersuchen zu lassen. Verschiedene Legenden ranken sich seither um Turings Tod. Dass es ein Unfall im Zusammenhang mit einem chemischen Versuch gewesen sei. Dass der Geheimdienst ihn in den Tod getrieben habe, weil er als Homosexueller angeblich erpressbar und somit zu einem Sicherheitsrisiko geworden sei. Dass das Apfel-Logo auf iPhone und iMac eine stille Hommage an Alan Turing darstelle.

Alan Turing wurde am 12. Juni 1954 kremiert. Von dem Computerpionier, Codeknacker und geheimen Kriegshelden gibt es kein Grab und keine Erinnerungsstätte. An Heiligabend 2013 hat die Queen, die schon Madonna und Elton John in den Ritterstand erhoben hatte, Alan Turing durch ein *royal pardon* begnadigt. «Wir sind hochehrfroh, unsere Gunst besagtem Alan Mathison Turing zukommen zu lassen», liess sie verlauten, «und gewähren ihm postum unseren grosszügigen Gnadenerweis.»

Literatur: 1) B. Jack Copeland: «Turing – Pioneer of the Information Age», Oxford University Press, 2012. 300 S. 2) Andrew Hodges: «Alan Turing – The Enigma», Vintage Books, 2012. 586 S. 3) Tessa Dunlop: «The Bletchley Girls», Hodder & Stoughton, 2015. 341 S.

Film: «The Imitation Game», Hollywoods Adaption der Vita Alan Turings, kommt am 22. Januar in die Schweizer Kinos.



Frühvollendetes Wesen: Anita Ekberg mit Marcello Mastroianni in Fellinis «La Dolce Vita».



Die Unvollendete

Von Daniele Muscionico

Das ist Miss Schweden 1950. Über die Toten nur Gutes. Also spottete keiner wie damals Bob Hope: «Ihre Eltern haben den Nobelpreis für Architektur gewonnen.»

Das ist die Tochter eines Hafenarbeiters aus Malmö kurz vor ihrer Taufe im Trevi-Brunnen, den sie als Anita Ekberg verlassen wird: für immer festgelegt auf ihre architektonischen Eckdaten und auf das, was der Komiker so anzüglich kommentierte – auf ihr üppig hingegossenes Doppelwunder. Hollywood sah, begriff und griff zu: Man packte die Schönheitskönigin an ihren zweifachen Vorzügen und schoss sie in den Himmel der *bombshells*, der Sexstars.

Dabei war alles echt an ihr, und das war selbst in den fünfziger Jahren keine Selbstverständlichkeit. Die Ekberg, die am 11. Januar bei Rom mit 83 Jahren gestorben ist, war ein schwedisches Landschaftswunder im Breitleinwandformat, ewige Weiten von oben bis unten. Zu viel, wo man hinsah, und noch mehr, wo sich der Zuschauer das Hinsehen nur im Dunkeln erlaubte. Die Pose, mit der sie hier in ihr Taufbecken klettert, ist entschieden das Unechteste an ihr.

Der Film «La Dolce Vita» und ihr nächtliches Bad im Trevi-Brunnen, dem Weihwasserbecken für Fellini-Fans, war der Beginn ihrer Karriere. Einer grossen Karriere? Anita Ekberg hat nach «La Dolce Vita» kein würdiges Filmangebot erhalten, um sich von ihrem Image als wandelndes Feuchtgebiet emanzipieren zu können. Gross war ihre Karriere nicht und nicht ihr Tod. Sie soll lange Jahre krank gewesen sein und noch länger an Geldsorgen gelitten haben, meldet die Presse.

Anita Ekberg, die Unvollendete. Ihr Werk endete, bevor es begann, doch ihr Wesen war frühvollendet. Und es war gross, vor allem, wenn man es auf dem Bild an dem Zwerg misst, der ihr Rom erklärt, oder ähnlich. Doch wieso nimmt Marcello Mastroianni, Fellinis Alter Ego, dazu ein Fussbad?

Diese Frage stellt diese Aufnahme, die überhaupt viele Fragen stellt. Wie das alle guten Bilder tun. Dieses Bild ist ein gutes, weil wahres, und es zeigt die Szene aus «La Dolce Vita», die Filmgeschichte geschrieben hat. Man wird die Ekberg so in Erinnerung behalten, mit einem Bild als Illustration zu ihrem Zitat: «Ich war es, die Fellini berühmt gemacht hat, nicht umgekehrt.»

Eine Frau von titanischer Wucht, an der Hand genommen von einem minimalen Mann. Wessen Albtraum wird hier wahr? Der einer Frau, ist ja klar.

Bestseller

Belletristik

- 1 (-) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 2 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (2) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 4 (3) **Jo Nesbø:** Der Sohn (*Ullstein*)
- 5 (4) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 6 (6) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 7 (8) **Tana French:** Geheimer Ort (*Fischer Scherz*)
- 8 (5) **Kazuaki Takano:** Extinction (*Bertelsmann*)
- 9 (10) **Sandra Brown:** Kalter Kuss (*Blanvalet*)
- 10 (-) **Sebastian Fitzek:** Passagier 23 (*Droemer, Knauer*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 3 (6) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (3) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 5 (-) **Martin Werlen:** Heute im Blick (*Herder*)
- 6 (7) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 7 (-) **Benjamin Behnke, Kai Daniel Du:** Trick 17 – 365 Alltagskniffe (*Frech*)
- 8 (5) **Guido M. Kretschmer:** Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 9 (-) **Yotam Ottolenghi:** Vegetarische Köstlichkeiten (*Dorling Kindersley*)
- 10 (10) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Monsieur Claude

Die französische Multikulti-Komödie «Monsieur Claude und seine Töchter» war letztes Jahr mit 480 000 Besuchern der meistbesuchte Film in den Schweizer Kinos. Der verzweifelte Patriarch Claude muss mitansehen, wie seine erste Tochter einen Juden heiratet, die zweite einen Muslim, die dritte einen Chinesen und die vierte – endlich – einen Katholiken. Aber, oh Schreck, es ist ein Schwarzer. Die Botschaft dieses höchst amüsanten Filmes: Wir sind alles Rassisten, stossen wir gemeinsam darauf an. Der Film, nun auf DVD erhältlich, ist ein wohlthuender Kontrast zu den Terrornachrichten aus Paris. Obschon man sich gut vorstellen kann, wie Monsieur Claude die Anschläge wohl kommentiert hätte: «Ich hab's schon immer gewusst. So sind die Muslime halt.» (rb)

Literatur

Religion macht glücklich

Michel Houellebecqs Roman «Unterwerfung» über die Machtergreifung der Muslime in Frankreich im Jahr 2022 ist eine brillante Demaskierung unserer hedonistischen Moderne. Von Matthias Matussek

Mein Leben ekelt mich an, ich bin meiner überdrüssig, aber deswegen ein neues Leben zu führen, ist doch ein grosser Schritt.» Mit diesem Zitat aus einem Roman des Décadence-Dichters Joris-Karl Huysmans stimmt Houellebecq seine Leser ein. Ein Windstille-Satz. Ein Mann steckt fest, komfortabel verwahrlost. Ein neues Leben wäre, tja, ein verdammt grosser Schritt.

Der Satz ist im Ennui des Jahres 1895 genauso gültig wie in dem heutigen, wie dem des Jahres 2022, in dem Houellebecqs Roman spielt. Es muss etwas passieren, weil dieser grosse Schritt offenbar überfordert. Vielleicht ist nur ein kleiner Schubs nötig, vielleicht aber auch eine Revolution. Es ist die wunderbare Pointe dieses kleinen Meisterwerks, dass Houellebecq dem Islam genau jenen Respekt zollt, den die folkloristischen Völker- und Religionsverständige stets einfordern. Er umarmt den Islam regelrecht. Er versieht ihn mit rosa Schleifen. Er liebt ihn.

Er sagt ja: zu Patriarchat und zu Vielweiberei, zu einer Welt aus biegsamen, gefügigen Frauen und Männern, die sich um die grossen Geschicke kümmern. Man hört ihn kichern beim Lesen. Aber eigentlich ist er todernst.

Diese schöne neue Welt, in die sich François, unser Literaturprofessor an der Sorbonne, hineinräumt, scheint dem Autor ebenso zu gefallen, wer könnte es ihm verdenken. Diesem François wird am Ende des Romans ein teuflisches Angebot gemacht, das er nicht abschlagen kann, Intellektuelle sind schliesslich auch nur Menschen: Sollte er übertreten zum Islam, sei er aller Sorgen ledig. Sein Gehalt würde verdreifacht. Man würde ihm drei Ehefrauen zugestehen, drei der jüngsten und schönsten, und er könne wieder Professor sein und an einer Monografie über seinen Hausheiligen Joris-Karl Huysmans arbeiten. Er hätte ein Zuhause auch in anderer Hinsicht: die Unterwerfung unter eine Buchreligion, die noch nicht so ausgeblutet ist wie das Christentum, zumindest in Frankreich.

Eigentlich ein kleiner Schritt: Er muss lediglich die Schahada sprechen, möglichst fehlerfrei, das Gebet, das ihn in die Gemeinschaft der Muslime aufnimmt, für immer (denn eine Rückkehr gibt es nicht, aber das weiss jeder, Apostasie wird mit dem Tode bestraft). Vielleicht ist es eine kleine Gemeinheit, dass Houellebecq seinem François diese Aussicht ins gelobte Land nur im konjunktivischen Futur gestattet, denn er steht noch vor dem heiligen Schwur.

Na ja, also es ist auch Houellebecqs Vision, ein bisschen, und die so ziemlich aller Männer auf diesem Planeten.

François träumt weiter: «Einige Monate später wäre wieder Vorlesungsbeginn, und natürlich wären die Studentinnen hübsch, verschleiert, schüchtern.» Eigentlich ist die Sache schon entschieden. «Jede dieser jungen Frauen, mochte sie noch so hübsch sein, wäre glücklich und stolz, von mir auserwählt zu werden, und würde sich geehrt fühlen, mein Bett mit mir zu teilen.» Das kommt dann doch der Paradiesvorstellung mit den 72 Jungfrauen schon sehr nahe. François sinniert weiter: «Ähnlich wie es mein Vater einige Jahre zuvor erlebt hatte, würde sich mir eine neue Chance bieten; es wäre die Chance auf ein zweites Leben, das nicht besonders viel mit dem vorherigen gemein haben würde.» Der eingangs bei Huysmans erhoffte grosse Sprung aus dem Selbstekel heraus, lieber François, er klappt also, raus aus dem Ennui. Bei ihm war es der christliche, der katholische Glauben. Für François wird es der Islam sein.

Der letzte Satz des Romans ist der Triumphsatz schlechthin: «Ich hätte nichts zu bereuen.» Ein Monstersatz, denn er haut diesen ganzen Plunder von 200 Jahren Aufklärung und Emanzipation und Religionsfeindlichkeit auf den Müll, nicht schade um das Zeug, das sich letztlich besonders über das Geschlecht des Ampelmännchens erhitzt hat. Aber was daran soll «gespenstisch» sein, wie die FAZ schreibt? «Das gespenstische Szenario eines Gottesstaates?» Ach, iwo. Eine Liebeserklärung mit rosaroter Schleife!

Nachschub an jungen Frauen

Zunächst begleiten wir François durch Grossstadtödnis: Professor, ledig, unterfordert. An der Sorbonne III ist er weit unter seinen Möglichkeiten eingesetzt, in Vorlesungen über die Literatur des 19. Jahrhunderts, von neun bis zehn, er hat es geschafft, alle seine Doktoranden-Kolloquien und Seminare auf diesen einen Mittwoch zu konzentrieren. Das verschafft ihm, mittwochs früh um acht in der Metro, kurzzeitig das Gefühl, zu den arbeitenden Massen zu gehören. Doch immerhin sorgt die Universität für regelmässigen Nachschub an jungen Frauen. Affären, die immer rund ein Semester dauern, danach ist man sich überdrüssig, das gilt für Sandra oder Chloé oder Violaine, er wird älter darüber, er ist schliesslich angesehener Professor und immer noch unverheiratet und zunehmend lustloser.



Islam mit rosa Schleifen: Schriftsteller Houellebecq.

Eine Ausnahme gibt es letztlich, Myriam, die 22-jährige jüdische Studentin, die ihn in seiner nicht sehr vorzeigbaren Wohnung in einem Apartmenthochhaus in Chinatown besucht.

«Kurzes Schweigen, dann, mit einem Mal, spreizte sie ihre Schenkel, sie trug kein Höschen, und der Rock war so kurz, dass man die Spalte ihrer rasierten, unschuldigen Möse sah. «Komm, ich blas dir einen», sagte sie, «ich blas dir richtig schön einen, komm, setz dich aufs Sofa.»»

Das ist eine ziemlich gute Softporno-Stelle, häufig bei Houellebecq, wenn es zu bedeutend wird, schiebt er gerne mal eine scharfen HD-Porno ein. Und dann plaudert er weiter, metaphysisch oder politisch oder anekdotisch.

Zu Myriam: Die Frau, nach der Huysmans sein Leben lang suchte, hatte er schon im Alter von 27 oder 28 Jahren in seinem ersten Roman «Marthe» beschrieben, der 1876 in Brüssel erschienen war: eine Kochtopf-Frau, die aber, wie er ausführte, die Fähigkeit haben sollte, in bestimmten Augenblicken zur Dirne zu werden. Natürlich gehen da alle Feministinnen die Wände hoch, das ist so lustig, er ist böse und hat Spass daran und sieht aus wie eine alte zahnlose Frau. Aber sein Witz ist der der grossen Moralisten.

Daher stört ihn übrigens überhaupt nicht, gegen den allgemeinen Brauch zu verstossen und die Kirche in Schutz zu nehmen – in seinem letzten Roman, dem Meisterwerk «Karte

und Gebiet», schildert er einen Künstler, der Porträts vergessener Berufe malt.

«Das erste Mal, dass es in Paris knallt»

Unter anderen malt er einen katholischen Grosstadt-priester, zölibatär, einsam, am Rande des Prekariats, Seelen rettend – es ist wahrscheinlich das Innigste, was in den letzten Jahren über die von einer strunzdummen religionsfeindlichen Gesellschaft verspotteten katholischen Priester geschrieben wurde.

Während François sich auf einer Cocktail-party von einem Kollegen, einem einstigen «Identitären», über die Pegida-ähnlichen «Ureinwohner Europas» aufklären lässt, ertönen Schüsse. Alle hören sie und laufen zusammen

und schauen auf ihre Handys. «Das erste Mal, dass es in Paris knallt», bemerkte Lempereur.

Wir haben Mai 2022.

Die Nachrichten bringen – nichts. Die Einstellung der «linksliberalen» Medien, nun, man könnte sagen, sie haben sich auf «Lügenpresse» eingespielt – sie bringen nichts, sie beschwichtigen, sie wollen Aufruhr vermeiden.

Nervöse Zeiten. Bei den Präsidentschaftswahlen stellt sich heraus, dass die Partei der Muslimbrüder mit einem hauchdünnen Vorsprung vor den Sozialdemokraten als zweitstärkster Kraft abgeschnitten hat – hinter der Wahlsiegerin Marine Le Pen.

Der Clou dieses Romans besteht darin, dass der Islam in Frankreich per Wahl gewinnt. Auf leisen Sohlen. Er hat sich über ein Netzwerk von Moscheen, Kulturvereinen, Jugendorganisationen ausgebreitet und verfestigt. Größte Sorge der ausgelaugten, geradezu lächerlichen bürgerlichen Parteien ist der Sieg des rechten Front national. Weshalb Sozialisten und Konservative nach dem zweiten Wahlgang den islamischen Charismatiker Ben Abbès auf den Schild heben.

Das bisher sorgfältig austarierte System der abwechselnd sozialistischen oder konservativen Koalitionsregierungen implodiert – nun ist da dieser ganz andere Präsident, und der verändert Frankreich, verändert Europa.

Das Land blüht auf

Abbès hat eine Vision. Sie heisst Rom, sie heisst Augustus, er will die islamische Version. Er will den Schwerpunkt nach Süden verlagern, Marokko und Algerien stehen vor der Aufnahme in die EU, deren Mittelpunkt Athen sein soll.

Ben Abbès macht eine grandiose Figur. Er hängt dem Distributismus an, einer ökonomischen Philosophie, die von katholischen Denkern wie Gilbert Keith Chesterton vertreten

wurde, eine Art dritter Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Allerdings mit einer Variante: Er streicht die Sozialausgaben um 85 Prozent, denn um die Kinder und die Frauen kümmert sich nun der Mann. Und dadurch, dass sie zu Hause bleiben, entlasten sie den Arbeitsmarkt. Das Handwerk wird gefördert. Die Bildung von jungen Mädchen besteht aus Hauswirtschaftslehre. Das Land blüht auf. Der Arbeitsmarkt brummt, alle sind glücklich. Warum? «Weil Religion glücklich macht.»

Das mag jetzt nicht allen atheistischen Eiferrern so direkt in den Kram passen, aber Islam heisst Unterwerfung. «Runter, Kopf bis auf den Boden!» Damit muss man sich jetzt erst mal anfreunden. Ohne religiöse Gefühle zu verletzen. Man kann ja stattdessen die katholische Kirche ein bisschen abmeiern. Die Kreuzzüge, ist da eigentlich schon drüber gesprochen worden? Chaos zwischen den Wahlgängen.

François wartet nicht ab in Paris, sondern er braust mit seinem SUV, den er sich in einer leichtsinnigen Anwandlung angeschafft hatte, in den Südwesten Frankreichs, nach Martel, jawohl, in die Gegend, in der Karl Martell («der Hammer») die Muselmanen 732 geschlagen hat. Merkwürdige verlassene Hotels, eine geplünderte Tankstelle, zwei blutige Leichen davor, François fährt weiter, das Tal der Dordogne, Besuch in einer Wallfahrtskapelle mit der Schwarzen Madonna, und als er zurückkehrt nach Paris, hat sich das Land geändert, als habe sich eine Bühne gedreht.

Ihm ist gekündigt worden, und Myriam ist mit ihren Eltern nach Tel Aviv ausgewandert, als Juden unter Muslimen wollten sie nicht sein, und sie hat sich dort in einen jungen Kerl verliebt, hat jemanden «kennengelernt», wie der Terminus ist.

François ist jetzt doch ziemlich geplättet und denkt an Selbstmord. Nicht lang darauf empfängt ihn der neue Universitätspräsident Redi-

ger, der infamerweise den Philosophen Robert Redeker verschlüsselt.

Redeker musste nach der Regensburger Rede von Papst Benedikt, die den byzantinischen Kaiser zitierte («Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, und da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden ...»), in den Untergrund, weil er sich vehement mit dem Islam angelegt hatte und die müde Pariser Zivilgesellschaft geohrfeigt hat: «Die Islamisierung ist längst im Gange.» Wie genau Redeker das Thema der letzten Wochen beschreibt. Oder ist es schon länger im Umlauf?

Wunderbare Spiegelfechterei

«Der Islam», so Redeker, «steckt voller Opferrituale und archaischer Gewalt.» Diesen aufrechten Antiislamisten verwandelt Houellebecq in Rediger, den *appeaser*, den Ästheten, der das Stadtpalais von Paulhan bewohnt, jenem Mann, dem seine Geliebte den Unterwerfungsroman «Die Geschichte der O» schrieb.

Unterwerfung sei doch, was wir alle suchten, so Rediger. Unterwerfung der Frau unter den Mann und Unterwerfung aller unter den Islam, der nichts heisst als das: Unterwerfung.

«Soumission»: Was für eine wunderbare Spiegelfechterei, elegant und witzig und böse, das Libretto zu «Kapitulation – eine Posse».

«Nehmt das», scheint Houellebecq zu sagen, «ihr blöden halbaufgeklärten Hysteriker des multikulturellen Dialogs, ihr Kapitulationsspezialisten und Unterwerfungssüchtigen.» Es ist ein Schlag ins Gesicht – nicht etwa in dasjenige des Islam, sondern jenes unserer verblödeten hedonistischen Moderne, die nichts, aber auch gar nichts mit sich anzufangen weiss!

Michel Houellebecq: Unterwerfung. Dumont. 280 S., Fr. 33.90

THE UNBELIEVABLE TRUE STORY

UNBROKEN

ÜBERLEBEN. MUT. VERGEBUNG.

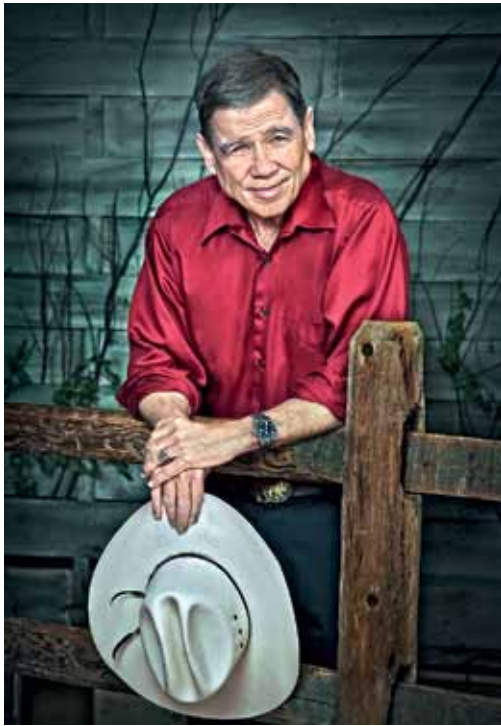
FROM DIRECTOR ANGELINA JULIE
UNIVERSAL PICTURES AND LEGENDARY PICTURES PRESENT A JULIE PARS PRODUCTION A 3 ARTS ENTERTAINMENT PRODUCTION "UNBROKEN" WITH ALEXANDRE DESPLAT
SCREENPLAY BY LOUISE FROGLEY EDITOR TIM SQUIVRES EXECUTIVE PRODUCERS WILLIAM GOLDENBERG AND PRODUCED BY JON HUTVAIN DIRECTED BY ROGER DEAKINS ASC, BSC
EXECUTIVE PRODUCERS AMY GARRIS THOMAS TULL JON JASHIN PRODUCED BY ANGELINA JULIE EXECUTIVE PRODUCERS CLAYTON TOWNSEND AND MATTHEW BAER EXECUTIVE PRODUCERS ERWIN STOFF
BASED ON THE BOOK BY LAURA HOLLENBRAND SCREENPLAY BY JOEL COEN & ETHAN COEN AND RICHARD LABRAVENESE AND WILLIAM NICHOLSON DIRECTED BY ANGELINA JULIE
LEGENDARY UNIVERSAL PICTURES

JETZT IM KINO



Bodenloser Brunnen

James Lee Burkes Thriller «Regengötter» handelt von der Morbidezza des amerikanischen Südens. Von Wolfram Knorr



Seelenkatakomben zerstörter Leben: Autor Burke.

Tief im glühend heißen Süden von Texas werden neun Asiatinnen niedergemetzelt und zwischen Steppenläuferbündeln an einer zerbröselnden Kirche verscharrt. Sheriff Hackberry Holland, ehemaliger Bürgerrechtsanwalt, Ex-Alkoholiker und Ex-Weiberheld, der sich in die staubige Pampa verzog, um seine wenig gloriose Vergangenheit hinter sich zu lassen und Ärger und Konflikten aus dem Weg zu gehen, wird von einem anonymen Anrufer über das Massaker informiert. Der Ärger kommt nun doch, in Gestalt von Monstern und Heuchlern und grausamen Morden. Aus dem Dunkel ans Licht gezerrt, werden sie zu einem wahren Bakterienherd. Die Mischpoke, mit der es der Sheriff zu tun bekommt, der als Kriegsveteran den Koreakrieg noch immer nicht überwunden hat, reicht von aalglatten FBI-Funktionären und ihren Winkelzügen über einen im Trüben fischenden Stripklubbesitzer, der seine Wurstfinger im Mädchenhandel hat, die Mafia, die die Fäden zieht, bis zu Jack Collins, «Preacher» genannt, einem Perverten, der Gott anruft und dann schießt.

Der 77-jährige Autor James Lee Burke gehört zu den Grossmeistern des Südstaaten-Thrillers. In den achtziger Jahren erfand er den Ex-Alkoholiker Dave Robicheaux, der in den subtropischen Sumpflandschaften ermittelte («Neonregen»). Die Romane, von denen

einige verfilmt wurden, wirken wie Reisservarianten von Tennessee Williams' Neurosen-Bühnenwelt. Beiden gemeinsam ist die Morbidezza des Wahnsinns, die dem schwülen Klima entsteigt wie ein Sumpfgas. Bei Williams tun sich die Abgründe in der Psychoanalyse auf, bei James Lee Burke in der kriminellen Energie, der Mordlust. Beide steigen hinunter in die Seelenkatakomben zerstörter Leben. In Williams' Stück «Plötzlich letzten Sommer» heisst es: «Die Wahrheit – man sagt, sie liegt auf dem Boden eines bodenlosen Brunnens.»

Kampf mit dem Alkohol

Burkes Romane handeln von der Bodenlosigkeit, den Abgründen. In den späten neunziger Jahren erfand er den Anwalt Billy Bob Holland, dem er schliesslich seinen Cousin Hackberry Holland folgen liess. Wie alle Helden ist auch er eine schwer gebeutelte Figur; zugleich aber auch der Komplexeste mit den stärksten autobiografischen Zügen. Auch Burke kämpfte lange mit dem Alkohol.

Hackberry Holland, der sich weder vom FBI noch von den Mafiaschergen einschüchtern lässt, erfährt die Identität des anonymen Anrufers, der ihn über den grausigen Massenmord informierte und Zeuge des Massakers war. Mit einer Freundin ist der Ex-Irak-Soldat, der seine Dämonen im Suff loszuwerden versucht, auf der Flucht. Holland muss ihn finden, ehe das FBI ihn schnappt oder der undurchsichtige «Preacher» oder die Mafiakiller den Jungen liquidieren können.

«Regengötter» besticht vor allem durch Burkes kräftig wuchernde Landschaftsbeschreibungen und die stilistische Schlackenlosigkeit, die seinen Figuren physische Intensität verleiht. Seine effektiv aufgebaute Konfrontationsdramaturgie, die die handelnden Figuren unerbittlich, im stetigen Wechsel zwischen Distanz und Nähe, aufeinander zutreibt, gibt dem Roman fast einen Western-Touch. Wie von Furien gebeutelt, sind sie die Opfer ihrer inneren Welt, der sie nicht zu entrichten vermögen.

Das ist die trostlose Erkenntnis, und wenn am Ende Hackberry Holland dennoch daraus einigermassen integer hervorgeht, so ist der milde Schluss ausschliesslich den Gesetzen des Genres geschuldet.

James Lee Burke: Regengötter. Heyne. 670 S., Fr. 25.90

Der ganze Jarrett

Von Peter Rüedi

Das Leben schreibt keine Biografien. Die sind Versuche, dem Zufall post festum eine Folgerichtigkeit einzuschreiben. Nach Perioden der scheinbar logischen Entwicklung ballen sich in anderen viele Möglichkeiten in einem Punkt. Für Keith Jarrett, diesen Proteus der Musik, waren die Monate zwischen Frühling 1971 und Herbst 1972 eine solche Phase, in der viele Potenzialitäten zusammenschossen. Zum letzten Mal in seinem Leben war der Liebhaber der Naturklänge auf dem E-Piano zu hören, im Duo mit Jack DeJohnette («Ruta and Daitya») und als Mitglied jener Band von Miles Davis, die im schweizerischen Dietikon das Publikum sprachlos hinterliess (Oktober 1971). Wenig später spielte er mit «Facing You» sein erstes Soloalbum ein, Ausgangspunkt all seiner späteren Solokonzerte. Gleichzeitig arbeitete er weiter mit dem Trio, mit dem er seit den frühen Alben für Atlantic (resp. Vortex) unterwegs war, mit Paul Motian und Charlie Haden, und erstmals erweiterte er dieses um Dewey Redman zu dem, was später sein amerikanisches Quartett genannt werden sollte («El Juicio»).

Das Live-Konzert des Trios mit Motian und Haden aus dem NDR-Workshop in Hamburg (14. 6. 1972), das nach einer rasch unterbundenen Piratenedition nun erstmals von Manfred Eicher legal und mustergültig ediert vorliegt, enthält wie in einem Brennspeigel sozusagen *the shape of Jarrett to come*: in Intros und Codas den Solopianisten, im explosiven und dichten Interplay das «American Quartet» (*minus one*, dafür mit einem stellenweise ekstatisch-krudden Jarrett auf dem Sopransaxofon – zumal in einem «Piece for Ornette», Charlie Hadens früherem Partner). Haden ist Anker und Gravitationspunkt der ganzen Gruppe, nicht nur in seinem «Song for Che»; Paul Motian (an dessen wenig später aufgenommenem ECM-Debüt «Conception Vessel» Jarrett und Haden ebenfalls beteiligt waren) entfaltet wie nie zuvor seine ganze Kunst der vom Metrum befreiten, fliegend unvorhersehbaren Perkussion. Unglaublich intensive Musik. Der ganze Improvisator Jarrett *in a nutshell*. Gewissermassen eine Demonstration der Kreativität am offenen Herzen.



Keith Jarrett, Charlie Haden, Paul Motian: Hamburg '72. ECM 2422 6025 470 4256 (9)

Top 10

Knorr's Liste

| | | |
|----|------------------------------|-------|
| 1 | Wild Tales | ★★★★☆ |
| | Regie: Damian Szifron | |
| 2 | Durak | ★★★★☆ |
| | Regie: Juri Bykow | |
| 3 | The Homesman | ★★★★☆ |
| | Regie: Tommy Lee Jones | |
| 4 | Paddington | ★★★★☆ |
| | Regie: Paul King | |
| 5 | Mr. Turner | ★★★★☆ |
| | Regie: Mike Leigh | |
| 6 | Fury | ★★★★☆ |
| | Regie: David Ayer | |
| 7 | Exodus: Gods and Kings | ★★★★☆ |
| | Regie: Ridley Scott | |
| 8 | The Theory of Everything | ★★★★☆ |
| | Regie: James Marsh | |
| 9 | The Hunger Games: Mocking... | ★★★★☆ |
| | Regie: Francis Lawrence | |
| 10 | Magic in the Moonlight | ★★★★☆ |
| | Regie: Woody Allen | |

Kinozuschauer

| | | |
|--------|-------------------------------------|--------|
| 1 (1) | Honig im Kopf | 37 740 |
| | Regie: Til Schweiger | |
| 2 (-) | Taken 3 | 28 547 |
| | Regie: Olivier Megaton | |
| 3 (-) | The Best of Me | 18 280 |
| | Regie: Michael Hoffman | |
| 4 (2) | The Hobbit: Battle of the Five ... | 12 617 |
| | Regie: Peter Jackson | |
| 5 (4) | Fury | 8672 |
| | Regie: David Ayer | |
| 6 (3) | Exodus: Gods and Kings (3-D) | 8568 |
| | Regie: Ridley Scott | |
| 7 (7) | Paddington | 7385 |
| | Regie: Paul King | |
| 8 (6) | Penguins of Madagascar | 6708 |
| | Regie: Simon J. Smith, Eric Darnell | |
| 9 (5) | Night at the Museum: Secret of ... | 6513 |
| | Regie: Shawn Levy | |
| 10 (-) | Wild Tales | 6033 |
| | Regie: Damián Szifrón | |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

| | |
|--------|--|
| 1 (1) | Guardians of the Galaxy (Disney) |
| 2 (2) | Expendables 3 (Impuls) |
| 3 (-) | Hercules (Rainbow) |
| 4 (3) | Monsieur Claude... (TBA) |
| 5 (5) | Transformers 4 (Rainbow) |
| 6 (6) | Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner) |
| 7 (4) | Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney) |
| 8 (7) | 22 Jump Street (Sony) |
| 9 (-) | Can a Song Save Your Life? (Ascot Elite) |
| 10 (8) | Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox) |

Quelle: Media Control



Fromm-patriotischer Zauber: «Unbroken».

Kino

In der Hölle gekocht

Angelina Jolies zweite Regiearbeit, «Unbroken», erzählt eine sagenhafte Vita – und wurde prompt ein Hit in den USA.
Von Wolfram Knorr

Sadismus dräut, Schläge prasseln; überall gruft es dreckig und barbarisch. Es wird unterdrückt, gelitten, gedemütigt, gefoltert, doch am Ende winken Sieg und Freiheit. «Unbroken», die zweite Regiearbeit von Angelina Jolie («In the Land of Blood and Honey»), ist eine Art Befreiungsschlag. Nicht nur kommerziell, am ersten Wochenende spielte das Biopic fünfzig Millionen Dollar ein, auch inhaltlich: Als triumphales Traktat zum ewigen Kampf- und Durchhaltewillen amerikanischer Mentalität. «Unbroken» erzählt eine sagenhafte Vita, das Leben des US-Sprinters mit italienischen Wurzeln Louis Zamperini (1917–2014). 1936 nahm er an der Olympiade in Berlin teil, im Krieg ging er zur Air Force und wurde in Hawaii stationiert. Nach einem Flugzeugabsturz trieb er mit zwei Kameraden 47 Tage in einem Rettungsboot im Pazifik und wurde von einem japanischen Kampfflugzeug beschossen. In japanischer Gefangenschaft durchlebte er die Hölle. Laura Hillenbrand schrieb die Biografie, die zum Bestseller wurde. Die Coen-Brüder filterten daraus das Drehbuch, das Angelina Jolie mit Jack O'Connell in der Rolle Zamperinis verfilmte.

Was für ein Stoff! Er bündelt die wichtigsten Heroikmuster Amerikas: Sport und Krieg, und der Held muss dabei unentwegt vom Regen in die Traufe kommen, den inneren Schweine-

hund ständig überwinden. Erst auf der Aschenbahn, dann als Bordschütze, auf dem Meer, in der Gefangenschaft. Das bringt auch alle wichtigen Hollywoodgenres «anekdotisch» zusammen, vom Sport- über den Kriegs-, Survival- bis zum Gefängnisfilm. Was soll da noch schiefgehen? Wenn ein solcher Lebenslauf dann auch noch der Wahrheit entspricht, wird die Story zum Manometer, ohne zusätzlich auf die dramaturgische Tube drücken zu müssen. Zamperini ist ein Rädchen im Getriebe der Schicksalsmaschine, die ihn durchwalkt und zu zermalmern droht, es aber dank seines elementaren Überlebenswillens, diesem unbändigen Freiheitsgeist, nicht schafft.

Die hehren Worte der amerikanischen Erbauungsschriftstellerin Emma Lazarus (1849–1883), «Gebt mir die Müden und die Armen, all die bedrängten Massen, die danach streben, frei zu atmen ...», waren eine versteckte Kritik an Amerikas frommer Lüge vom Land der Gleichen unter Gleichen. Es war eben exakt auch diese fromme Lüge, die besonders stark macht, und «Unbroken» hält auch damit nicht hinter dem Berg: Zamperini ist erst mal Opfer der «frommen Lüge», ein «Spaghettifresser» (was ihn dann erst recht zum Sprinten treibt). Und damit die Tyrannei ein Gesicht bekommt, ist Louis' Gegner im Lager ein Korporal namens Watanabe (Miyavi).

Ein solches Leben lässt sich «entspannt» und ganz konventionell erzählen, was Angelina Jolie auch tut; selbst die Neigung zum frommpatriotischen Zauber muss sie nicht erbiegen. Zamperini hat in der Hölle gekocht, das Schicksal das Feuer gelegt – und als Phönix ist er immer wieder der Asche entstiegen. Was einen nicht umbringt, macht eben stark. Bezeichnend ist, dass jener Lebensabschnitt dann doch ausgespart wird, der ihn fast gebrochen hätte: als er nach dem Krieg von Rachegeanken gebeutelt wurde und dem Alkohol verfiel. Im Glauben bei den Evangelisten fand er Halt und zur Vergebung. Der Film verliert kein Wort darüber. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Wild — Der Trip, den die 26-jährige Cheryl (Reese Witherspoon) sich vornimmt, ist brutaler als der nach Santiago de Compostela. 1100 Meilen durch die Mojave-Wüste bis nach Oregon. Der Pacific Crest Trail ist nur was für Hardcore-Hiker, und Cheryl, die ein selbstzerstörerisches Drogen- und promiskes Dasein führte, will Busse tun, zurück ins Leben. So entschliesst sie sich, den Höllenweg zu gehen, hat aber keine Ahnung von Zelten, Gaskochern et cetera. «Wild», nach dem Tatsachenbuch von Cheryl Strayed, von Jean-Marc Vallée («Dallas Buyers Club») verfilmt, ist ein unglaublich berührender und sympathischer



Grossartig: Reese Witherspoon in «Wild».

Film mit einer grossartigen Witherspoon. Was den Film so einnehmend macht, ist der Verzicht auf dieses verblasene Sich-selber-finden-Gequatsche. Cheryl weiss, wer sie ist, will einfach nur wieder authentisch empfinden. Wunderbar unpräzise in Szene gesetzt, mit herrlichen Begegnungen, toll gespielt und immer kurzweilig. ★★★☆☆



Höchst vergnüglich: «St. Vincent».

St. Vincent — Einem Dreikäsehoch gelingt es, dem verwahrlosten Kinderschreckknacker Vincent seine rüde Schale zu nehmen. Nicht sehr originell, aber weil in diesem Fall Bill Murray («Broken Flowers», «Lost in Translation»), Hollywoods stoischster Griesgram-Grantler mit Zügen des «Geh mir aus der Sonne»-Philosophen Diogenes, den schludrigen Nachbarkauz spielt, ist die Konstellation höchst vergnüglich. Vincent kümmert sich widerwillig um einen Däumling, weil dessen Mama immer Nachtdienst in der Klinik hat. Dank Murray vergisst man das Opa-Enkel-Rühr-Klischee. ★★★☆☆

Frau Müller muss weg — Frau Müller ist Lehrerin und soll nach Meinung der Eltern die Klasse wechseln. Sönke Wortmann hat das erfolgreiche Stück von Lutz Hübner als Kammerspielsatire furios umgesetzt. Die durchgeknallten Eltern, die sich in alles einmischen und sich bald gegenseitig beharken, sind prima besetzt und die Dialoge herrlich; im deutschen Film ist das nicht selbstverständlich. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Mir fällt auf, dass Sie nie einen Til-Schweiger-Film besprechen, auch nicht seinen aktuellen «Honig im Kopf». Liegt das daran, dass alle kommerziell erfolgreich sind? Hätte er nicht gerade deshalb kritische Würdigungen verdient? P. B., Basel



Das stimmt nicht ganz. Seine ersten Filme habe ich sehr wohl besprochen. Sie schreiben von «kritischer» Würdigung und genau da liegt das Problem. Schweiger erträgt keine Kritik und mag deshalb die ganze

Zunft nicht. Das aber ist es nicht alleine: Schweiger hat eine Masche gefunden, den Familienfilm, den er in allen Varianten durchspielt, und der Erfolg gibt ihm ja recht. Seine Familiengeschichten kommen an. Daraus allerdings lässt sich nicht automatisch das Recht ableiten, seine Filme immer nur zu loben, was er aber mehr oder weniger verlangt. Richtig ist auch, dass man seine Filme nicht gänzlich ignorieren sollte.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Beim Zuhälter

Von Rico Bandle

Es schien, als freue er sich darüber, mit jemandem reden zu können. Ein Reporter des Schweizer Fernsehens hat Sandor Szücs, genannt «Samurai», einst bekannt als brutalster Zuhälter vom Zürcher Sihlquai, in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies besucht. Der Mann erzählte bereitwillig, lächelte, gab sich einerseits reumütig, andererseits sagte er auch, er sei für Dinge belangt worden, die er nicht getan hatte. Auf vierzehn Jahre Freiheitsstrafe mit anschliessender Verwahrung lautete das Urteil – Szücs wird womöglich nie mehr aus dem Gefängnis kommen.



Fast schon sympathisch: Sträfling Szücs.

Anstatt einfach nur ein Psychogramm dieses Kriminellen zeichnen zu wollen – was interessant genug gewesen wäre –, wollte Reporter Simon Christen gleich das gesamte Problem Strassenprostitution aufrollen. In der ungarischen Heimat des Zuhälters berichtete er über die Lebensverhältnisse der Roma, stellte die ungarische Roma-Politik in ein zweifelhaftes Licht, es fiel sogar das Wort «ethnische Säuberung»; in Zürich zeigte er, wie mit den Sexboxen versucht wird, das Problem einzudämmen. Das alles in 25 Minuten. Jeder Aspekt wurde nur gestreift, aber nicht vertieft. Die Botschaft war unmissverständlich: Nicht nur die Roma-Prostituierten, auch die Zuhälter sind Opfer der ungerechten Lebensumstände.

«Samurai» wirkte im Film fast schon sympathisch. Auch dann, wenn er süffisant anmerkte, wie naiv die Zürcher Behörden seien, wenn sie meinten, mit Sexboxen die Zuhälter fernhalten zu können: «Wichtig [für den Zuhälter] ist nur, dass die Prostituierte am Ende das Geld bringt. Er muss sie nicht beaufsichtigen.»

Reporter: Bekenntnisse eines Zuhälters, 11. Januar, 21.40 Uhr, SRF 1.

Kopf im Heringssalat

Langes Warten am «russischen Abend» im «Storchen»; Minders Beuteschema; dritter «Chedi»-Direktor. *Von Hildegard Schwaninger*



Altbewährte Festabfolge: Hotel «Storchen» in Zürich.

Fröhlichkeit und Freude sind, neben Wodka und Champagner, das Wichtigste, wenn man russischen Silvester feiert. Deshalb spielen Musik, Gesang und Tanz die Hauptrolle. Seit vier Jahren macht **Jörg Arnold** im Hotel «Storchen» die russische Neujahrsparty (wobei er sie jeweils auf den Samstag vor dem Jahreswechsel nach dem julianischen Kalender verlegt und daher «russischen Abend» nennt), aber die Stimmung, die **Ljuba Manz**, die russische «St. Gotthard»-Wirtin, seit Jahrzehnten herzaubert, kriegt er einfach nicht hin.

Grund: zu wenig Musik, zu wenig Tanz, zu wenig Ausgelassenheit und echte Lebensfreude. Mehr als zwei Stunden ganz ohne Musik beim Essen sitzen, das ist – wenn man Silvester feiert – lang. Zwar verteidigt **Elmar Ledergerber**, der mit Jörg Arnold im Vorstand von Zürich Tourismus ist (Ledergerber als Präsident) und mit seiner Freundin **Beatrice Stoll** da war, die altbewährte Schweizer Festabfolge (Apéro, Fünf-Gänge-Menü, Tanz): «Die Leute wollen doch miteinander reden.»

Doch zwei Stunden Konversation sind – wenn man feiern will – selbst mit dem anregendsten Tischpartner mühsam. So verwunderte es nicht, dass einer Dame irgendwann der Kopf in den Heringssalat fiel und sie – der Weisswein und die Langeweile waren da ein gefährlicher Cocktail – in einen tiefen Schlaf.

Evelyn, eine Ungarin mit deutschem und russischem Blut, die mit ihrem schwedischen Ehemann da war, outete sich als Russischer-Silvester-Expertin: «Ich geh jedes Jahr ins «Gotthard». Da ist dauernd Musik, und zwischen den Gängen wird getanzt.» Sie beschwert sich beim Kellner. Der entschuldigt sich, man müsse das Programm einhalten.

Endlich kommen die Musiker **Alexej**, **Igor** und **Sergej** mit Handorgel, Bassstimme und Balalaika; als sie die Suite für Jazzorchester von **Dmitri Schostakowitsch** spielen, ist der Bann



Gérald Clavien, Inna Arnold, Musiker, Jörg Arnold.

gebrochen. Der Abend beginnt. **Ihor Dir**, der frühere Botschafter der Ukraine in der Schweiz, ist auch dieses Jahr dabei. In Jeans sitzt er am Ehrentisch, **Inna Arnold**, die schöne russische

Gattin des Gastgebers, trägt ein königsblaues langes Abendkleid, **Jörg Arnold** Smoking. **Galina**, die sexy Frau von **Ihor Dir** (trägt aufregende rote High Heels und rotes Minikleid), ist Sängerin und singt das Trinklied aus «La Traviata». Sie wird im Februar bei der Schweizer Talenteshow auftreten, und **Ihor Dir** ist überzeugt: «Sie wird gewinnen.» Dann kommt mit russischer Disco Schwung ins Geschehen, die Gäste stossen an und wünschen – drei Tage zu früh – ein gutes neues Jahr.

Wir werden ja immer polyglotter, und so feiern wir neuerdings auch das chinesische Neujahr, das mit Riesenschritten auf uns zukommt. Am 19. Februar gibt es im «St. Gotthard» die Gala zum Beginn des «Jahres der Ziege». Das Schauspielhaus feiert ebenfalls. «Der Galaabend zum chinesischen Neujahr führt am 28. Februar im «Pfauen» durch verschiedene Epochen der chinesischen Künste, von der alten Dynastie bis in unsere Zeit» (Ankündigung). Bei **Ljuba Manz** wird es garantiert lustiger!

Thomas Minder, Unternehmer und Ständerat aus Schaffhausen (Minder-Initiative), ist ein gutaussehender Junggeselle mit leuchtend blauen Augen und – was Frauen betrifft – einem klaren Beuteschema: dunkel, langhaarig, schlank. So zeigte er sich am Swiss Award im Zürcher Hallenstadion mit **Sandra Wegmüller**, die seiner Begleiterin vom letzten Jahr, der Yoga-Lehrerin aus Erlenbach **Aquila Camenzind**, aufs



Sandra Wegmüller, Thomas Minder.

Haar glich. Fazit: Minders Frauen sehen einander alle ähnlich; **Corinne Gerber** (bis 2007), **Anne-Caroline Graber** (bis 2012), **Camenzind** (ab 2013) und jetzt **Wegmüller**, die in einem kurzen Cocktailkleid aus cognacfarbenem Taft mit Spitzenoberteil sehr hübsche Beine zeigte.

Das «Chedi» in Andermatt ist knapp über ein Jahr (seit Dezember 2013) geöffnet und hat schon den dritten Direktor. Erst **Alain Bachmann**, dann **Hansjörg Meier** (der von Anfang an interimistisch war), und jetzt kommt der Deutsche **York Brandes**. Er führte zehn Jahre lang das «Chedi Muscat» in Oman.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Zauberhaftes Gespann

Das ukrainische Fotografenpaar Tania Shcheglova, 25, und Roman Noven, 30, erlangte mit seinen inszenierten Schnappschüssen internationale Berühmtheit. Sie sagen, dies sei der Liebe zu verdanken.



«Ähnliche Seele»: Liebespaar Noven-Shcheglova.

Tania: Wir lernten uns vor Jahren auf einer Fotografen-Website kennen. Ich knipste bereits als kleines Mädchen alles, was ich sah, und machte auch Hunderte von Bildern, die mich selbst zeigten. Damals lebten wir acht Stunden Autofahrt voneinander entfernt. Wir trafen uns bald in der Realität, verliebten uns hoffnungslos und funktionieren seither synchron. Wir lieben Reisen in Länder, in denen man keine Menschen antrifft. Auch Sushis und kleine Katzen mögen wir. Und unser Land selbstverständlich. Auf vielen Bildern sind wir nackt, dies soll unsere Symbiose mit der Natur zeigen, wenn wir diese wie herumstreunende Hunde entdecken. Unser Label heisst aus diesem Grund «Synchrodogs».

Roman: Die wichtigste Gabe ist unsere Ruhe, mit der wir unser Umfeld und uns selbst beobachten. Die Stadt, vor allem aber Landschaften, Blüten, Blätter, Geröll und auch Tiere, die wir beide lieben. Wir beobachten aber auch unsere nächtlichen Träume, und unsere Bilder spiegeln später jene Zwischenwelten, in die man kurz vor dem Einschlafen eintaucht: Sie sind zauberhaft, furchteinflössend und surreal. Tania und ich haben eine ähnliche Seele, und auch unser Geist funktioniert so, dass wir ohne Mühe alles verstehen, was der andere denkt, sagt oder künstlerisch umsetzen will.

Tania: Wir begannen unsere Arbeit in einer kleinen ukrainischen Stadt. Dort gibt es keine Designer und Stylisten, die ein Bild einfach aufpeppen können. So griffen wir auf die Natur zurück, die uns alles gab, was wir benötigten, um uns auszudrücken. Bis heute fertigen wir die Dekoration für unsere Bilder selbst an, eine gemeinsame Beschäftigung, die wir niemals aus den Händen geben möchten, weil sie uns so ruhig an unser Werk heranführt.

Roman: Blumen, Pflanzen, Landschaften sind Bestandteile unserer Inszenierungen, in denen meist einer von uns posiert – manchmal auch beide. Was wir suchen, ist ein tiefes Verständnis für die Welt, über die man ein wenig nachdenken muss, bevor man sie verstehen kann.

Tania: Und die Welt begann uns zu verstehen. Wohl eher auf einer emotionalen Ebene, denn viele Betrachter sagen, dass unsere Bilder eine Wahrheit oder einen Zustand andeuten, doch beides lässt sich nicht in Worte fassen, sondern ist nur fühlbar. Ist ein Werk vollendet, haben auch wir eine Entwicklung durchgemacht. Jeder für sich allerdings, manchmal auch gemeinsam. In der Zwischenzeit erhalten wir sogar international Fotoaufträge für Werbung und berühmte Modemagazine, und wir hatten bereits einige Ausstellungen.

Roman: Kann die Liebe besser sein als das? Wir wollten einfach immer zusammen sein, und aufgrund unserer Arbeit ist das auch möglich.

Tania: Die politische Situation in der Ukraine belastet uns als Menschen, aber nicht als Künstler. Unsere Heimat hat uns gezeigt, dass man für die Freiheit und die Unabhängigkeit kämpfen soll, und das hat unsere Seelen geprägt. Heute nehmen wir das Leben mehr denn je als Reise, die uns gemeinsam in ein wunderbares Land führen wird.

www.synchrodogs.com

Protokoll: Franziska K. Müller

Im Taxi

Von *Andreas Thiel* — Das Demokratieverständnis der Bundespräsidentin.

Simonetta: Weshalb sind wir denn noch nicht auf der Autobahn? Ich muss schnellstens zum Flughafen. Ist dieser Waldweg eine Abkürzung?

Chauffeur: Nein, aber hier ist es viel schöner zum Fahren als auf der Autobahn.

Simonetta: Wann sind wir denn am Flughafen?

Chauffeur: Sobald wir meine Mutter vom Coiffeur abgeholt und nach Hause gebracht haben.

Simonetta: Wie? So verpasse ich doch meinen Flug!

Chauffeur: So ist das eben in einer Demokratie.

Simonetta: Das ist doch keine Demokratie hier! Ich bezahle Sie dafür, dass Sie mich so schnell wie möglich zum Flughafen fahren!

Chauffeur: Ja, aber erst müssen wir meine Mutter vom Coiffeur abholen.

Simonetta: Dafür bezahle ich Sie aber nicht!

Chauffeur: Jetzt mal langsam, Frau Justizministerin. Ich tue hier meine Arbeit und fahre Fahrgäste pflichtbewusst und auf umweltschonende Weise sicher von A nach B, und dafür habe ich ein Anrecht auf gute Bezahlung.

Simonetta: Aber Sie fahren nicht da hin, wo der Fahrgast will!

Chauffeur: Sollen wir abstimmen? Ich will nicht auf die Autobahn, meine Mutter will vom Coiffeur abgeholt werden, und Sie wollen zum Flughafen. Da müssen wir wohl alle Kompromisse machen.

Simonetta: Wer zahlt, befiehlt!

Chauffeur: Aber doch nicht in der Demokratie, die Sie vertreten. Neulich sagten Sie, Bundesrat, Parlament und Volk seien drei Akteure, die gleich wichtig seien und die «sich die Hand zum Kompromiss» reichen sollen. Sie machen das Volk zum Fahrgast, der vom Bundesrat und seiner Mutter, dem Parlament, überstimmt werden kann. Das Volk zahlt, aber der Chauffeur fährt es trotzdem dort hin, wo er will.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

A lot to like

Von Peter Rüedi



Die Toskana ist ein weites Feld, önologisch betrachtet. Zwischen dem kühlen Chianti und den heissen Weinen aus der Maremma können Welten liegen, nicht zu reden von den von Laien gelegentlich verwechselten noblen Nischen von Montepulciano und Montalcino (der Heimat des renommierten Brunello). Auf dieser Karte ist der Chianti Rufina aus der kleinen Appellation wenig östlich von Florenz, wiewohl ein Wein mit grosser Geschichte, mehr oder weniger Terra incognita, einmal abgesehen vom Castello di Nipozzano des grossen Produzenten Frescobaldi. Dabei wuchsen auf den kalkreichen Sandböden der kleinsten der sieben Chianti-Zonen schon zu Zeiten, als die noch keine Unterkategorie des Chianti waren, beachtlich charaktervolle und substanzielle Weine, begehrt wegen ihrer Transportfähigkeit. Dann kam in der Toskana eine Zeit des Niedergangs. Die Weine wurden verschnitten mit südlichen Alkoholbomben und zum Teil mit Konzentrat aufgepeppt. Und da der Ruf bekanntlich schneller ruiniert ist als wiederhergestellt, brauchte es für die Renaissance des Rufina (wie des Chianti überhaupt) seine Zeit. Mit Ikonen wie dem an dieser Stelle unlängst gefeierten Cepparello von Isole e Olena (*Weltwoche* Nr. 48/14) will sich auch die Riserva des Guts I Veroni (zehn Kilometer von Florenz in Pontassieve gelegen) nicht messen, aber nicht nur vom Preis her gesehen gehört dieser reine Sangiovese in eine ganz andere Klasse als die Chiantis, die im *Baströckli* unsere studentischen Nächte illuminierten (auch wörtlich: Waren die Doppler ausgetrunken, dienten sie als Kerzenständer). Der Chianti Rufina von Lorenzo Mariani ist schon in der Normalversion 2012 ein intensiver, nachhaltiger und harmonischer Sangiovese (mit einem kleinen Anteil Canaiolo nero und Colorino). Die Riserva aus dem Jahr zuvor, eine Spur höher im Alkohol, ist ein Superlativ an Eleganz: mit feiner, dunkler Frucht und toller Würze, auch einer Spur Leder und Rauch und grosser Nachhaltigkeit (was den Abgang, aber auch was die Lagerfähigkeit betrifft). Ein toller Wein, von dem Spezialist Galloni feststellt: «There is a lot to like here.» *Indeed*.

Fattoria I Veroni: Chianti Rufina 2012. 13,5%. Fr. 19.–.
Chianti Rufina Riserva 2011. 14,5%. Fr. 35.–. Beide Selezioni Menadi. www.menadi.ch

Von Amerika lernen

Essen auf höchstem Niveau geht auch in Turnschuhen und ohne weissgedeckte Tische. Zum Beispiel in San Francisco. Von David Schnapp



Moderner asiatischer Kochstil: Kreationen von «Benu»-Chef Corey Lee.

Ein Besuch im Drei-Sterne-Lokal «Benu» widerlegt Vorurteile in Bezug auf die Bewertungen des «Guide Michelin», die unter Feinschmeckern Anlass für abendfüllende Tischgespräche geben. Das «Benu» ist eine von gleich zwei Küchen, die vom «Michelin» im letzten Herbst mit der Höchstnote bewertet wurden.

Die Atmosphäre in dem Restaurant im Zentrum San Franciscos ist sachlich und optisch das Gegenteil mancher opulent ausgestatteter Haute-Cuisine-Tempel: schlichte Holztische ohne gestärkte weisse Decken, warmes Licht und ein Publikum, das hier auch in lockerer Kleidung (mit Turnschuhen!) willkommen ist.

Fermentierte Kaki

Das soll kein Plädoyer gegen jegliche Etikette in Spitzenrestaurants sein. Aber es ist erfreulich zu sehen, dass herausragende Küchenleistungen auch im Rahmen eines schlichten, bistroähnlichen Lokals gewürdigt werden. Für den «Michelin» spielt es keine Rolle, ob gutes Essen an Holztischen oder in Palastälen mit Silberbesteck serviert wird.

Der gebürtige Koreaner Corey Lee, der unter anderem Küchenchef in der legendären «French Laundry» im nahen Napa Valley war (*Weltwoche* Nr. 1/15), pflegt im «Benu» einen modernen asiatischen Kochstil. So wird das

«Tausendjährige Ei» zubereitet, dafür werden Wachteleier rund zwei Wochen in Teeblätter eingelegt und fermentiert. Mit bemerkenswerter geschmacklicher Präzision präsentiert Lee weitere Produkte, die für den Feinschmecker aus Europa Neuigkeitswert haben: die Innereien eines Hummers in gedämpften Teigtaschen, ausgelöste Froschschenkel mit schwarzem Essig, grillierte Abalonen (Seeohren) an einer Hühnerlebersauce oder zum Dessert eine fermentierte Kaki (siebzehn Tage im Innenhof des Restaurants getrocknet).

So wird am Ende ein weiteres Vorurteil widerlegt: Es müssen in Spitzenrestaurants nicht immer dieselben, tausendfach durchdeklinierten Luxusprodukte sein, damit hohe Bewertungen vergeben werden – auch wenn man natürlich gerne Luxusprodukte isst. Und bei aller wohltuenden Nonkonformität, die das «Benu» besonders macht: Küche und Service sind in jedem Moment auf Spitzenniveau.

Benu

22 Hawthorne Street, San Francisco, CA 94105
Tel. 001 (415) 6854860
Nur Dinner, dienstags bis samstags
Ausführliche Besprechung des Menüs auf:
www.dasfilet.ch



Auto

Besser geht's nicht

Schon früh im Jahr ein Superlativ: Das Mercedes-S-Klasse-Coupé ist die Krone der gediegenen Fortbewegung. *Von David Schnapp*

Im letzten Jahr bin ich rund fünfzig verschiedene Autos gefahren. Nun gibt es natürlich nicht «das beste Auto», die Wahl hängt ja etwa davon ab, ob man besonders schnell, besonders sparsam oder mit besonders viel Platz unterwegs sein möchte. Mein automotiver Superlativ des letzten Jahres trägt den Namen Mercedes-Benz S-Klasse Coupé. Mercedes löst damit seinen sehr selbstbewussten Werbespruch «Das Beste oder nichts» mit luxuriöser Präzision ein.

Während die viertürige S-Klasse in der neuen, runderen Form etwas an Präsenz auf der

Strasse eingebüsst hat, ist ihre zweitürige Variante ein unverkennbares Statement: gross, mächtig, elegant, schnell. Das Heck mit den schmalen Schlussleuchten ist anmutig, die lange, scharf modellierte Motorhaube drückt Kraft aus.

Eine in sich geschlossene Welt

Den besten Blick auf dieses Auto genießt man jedoch vom Fahrersitz aus. Um mich herum breitet sich eine kleine Welt des bewegten Luxus aus: weiches, helles Leder über einem Sitz, der sich um den Fahrer legt wie ein perfekt passender Handschuh. Die «Air Balance» lullt einen mit wohlriechenden Düften ein, und das Burmester-Highend-3-D-Soundsystem (Fr. 9660.–) mit seinen wunderschönen, in poliertes Aluminium eingefassten Lautsprechern – die zudem überall vorhanden zu sein scheinen – klingt so gut, dass ich den Mercedes manchmal auch nur fahre, um darin Musik zu hören. Dazu lasse ich mir dann noch eine «Hot Relaxing Massage Rücken» geben – auch das können die feinen Sitze ziemlich gut.

Das S-Klasse-Coupé lullt einen regelrecht ein in seine parfümierte, warme Leder-Karbon-Klavierlack-Aluminium-Welt. Davon lasse ich mich gerne beeindrucken. Nicht zuletzt, weil das eine sehr teure Welt ist (236 067 Franken, um genau zu sein) und ich darin nur Gast bin. Natürlich bin ich mit dem Gran-Turismo-Mercedes auch durch die Gegend gefahren. Dennoch: Es gibt kaum ein Auto derzeit, das bereits auf dem Parkplatz so viel Freude macht wie dieses Coupé. Schliesslich überzeugt mich der 4,6 Liter grosse Achtzylindermotor mit zwei Turboladern davon, dass auch ein Auto, das über LED-Scheinwerfer mit Swarovski-Kristallen verfügt, für die grosse Reise gemacht ist.

Man möchte nie mehr aussteigen, wenn der zwei Tonnen schwere Wagen scheinbar entgegen den Gesetzen der Physik in 4,6 Sekunden Tempo 100 erreicht, wenn er erstaunlich flink die Kurve hinter sich lässt und dem Motor dabei satte, grollende Laute der Beschleunigung entweichen. Das grosse Coupé ist sowieso ein akustisches Wunderwerk, von der erwähnten Musikanlage über den Motor, den Klang des Blinkers bis zu den Fensterscheiben, die mit einem schmatzenden Geräusch schliessen und signalisieren: Hier ist die Oberklasse, eine Welt, die hermetisch abgeschlossen werden kann. Denn das Leben ist schön, aber ungerecht, «das Beste» ist nur für wenige gut genug.

Mercedes S500 4matic Coupé

Leistung: 455 PS, Hubraum: 4663 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 167 500.– / Testwagen: Fr. 236 067.–





«Vielen Dank, Mr Nobu»: Koch und Restaurantunternehmer Nobuyuki Matsuhisa, 65.

MvH trifft

Nobuyuki Matsuhisa

Von Mark van Huisseling — Der Erfinder der sogenannten Fusionsküche (und des teuersten Sushi) über sein Erfolgsrezept.

Kate Winslet sagt, in Ihren Restaurants bekomme man «Sex auf dem Teller»; was darf man sich darunter vorstellen?» – «Kate Winslet? [«Sie ist eine Schauspielerin», sagt sein Geschäftspartner, ein Grieche, der danebensitzt.] Manche Gäste sagen: «Nobu, Ihr Essen ist besser als Sex ...» Und ich sage dann: «Nein, nein, mein Sex ist besser als mein Essen ...» Ich habe mein erstes Restaurant 1987 aufgemacht, in Los Angeles. Und schon bald sagten die Leute: «Lass uns zu ‚Matsuhisa‘ gehen, zu ‚Matsuhisa‘ gehen.» Weil ich meine Gäste fragte: «Wie fühlen Sie sich heute Abend?» Ich hörte zu und kochte dann etwas für sie, das passte; es brauchte keine Speisekarte. Den Leuten von L.A. gefiel dieses Konzept. Und wenn einer beim ersten Mal zufrieden war, kam er das zweite Mal mit seinem *girlfriend*. Und das *girlfriend* war beeindruckt, weil es meinte, sein Freund sei ein Kenner, der wisse, was es essen wollte, ohne dass es zu bestellen brauchte ... Dazu tranken sie Sake – und das Date war ein

grosser Erfolg. «Vielen Dank, Mr Nobu.» Und in der nächsten Woche kam ein Kumpel des Gasts mit seinem *girlfriend* und so weiter.»

Nobuyuki «Nobu» Matsuhisa, 65, ist ein japanischer «Starkoch» (Wikipedia) und Restaurantunternehmer. Als er 24 war und in einem Sushi-Restaurant in Tokio arbeitete, ermöglichte ihm ein japanischer Geschäftsmann, der in Peru lebte, ein Sushi-Restaurant in Lima zu eröffnen. Weil dort zahlreiche Zutaten, die in Japan leicht erhältlich waren, fehlten, behalf er sich mit lokalen Ersatzprodukten – und erfand so das, was man heute *fusion cuisine* (etwa japanisch mit peruanischem Einfluss) nennt. Fast zwanzig Jahre später, in L.A., wurde sein Angebot das Lieblingsessen von Hollywood-Berühmtheiten, beispielsweise Robert De Niro, mit dem er 1994 das erste «Nobu»-Restaurant in New York eröffnete. Mittlerweile gibt es zirka dreissig «Nobu»- und sechs «Matsuhisa»-Restaurants auf der ganzen Welt; das sechste

«Matsuhisa» – «Matsuhisa» ist die sogenannte Premiummarke – wurde vor Weihnachten im «Palace»-Hotel in St. Moritz, in der ehemaligen Tennishalle, eröffnet. Dieses Gespräch fand ebendort statt, und ich hätte mir, für einmal, gewünscht, wieder eine Fernsehsendung zu haben: Matsuhisa, wenn er über etwas nachdachte, legte die Hände aneinander und hielt diese vor sein Kinn, wozu er den Kopf – Augen geschlossen – hin- und herbewegte, dazu summte er leise, was gut aussah beziehungsweise tönte.

«In Europa haben Sie Matsuhisa-Restaurants in Athen, Mykonos und neu St. Moritz? [In den vergangenen Jahren gab es winters ein Pop-up-«Nobu» im «Palace» für wenige Wochen jeweils.] Suchen Sie herausfordernde Örtlichkeiten?» – «Warum, weil die Lage in Griechenland nicht so gut ist? Wir haben Erfolg, essen müssen die Leute immer, und wir machen sie glücklich. Unser Restaurant auf Mykonos ist nur im Sommer offen, aber wir können die Angestellten am Ende der Saison nicht rauswerfen. Darum machen wir jetzt im «Palace» ein Restaurant für den Winter.» – «Sie sagen, Ihr Erfolgsrezept sei *kokoro*, was ungefähr «Kochen mit Herz» heisst; es braucht viel Herz, bei so vielen Restaurants ...» – «Mein Personal ist gewachsen wie eine Familie. Es gibt in jedem Restaurant jemanden, der mit mir gearbeitet hat und meine Philosophie versteht. Und dieser Mitarbeiter bringt neuen Mitarbeitern bei, was sie wissen müssen – wie man Sushi macht, wie man Fisch grilliert, wie man kocht –, genau wie in einer Familie.»

«Ist Ihr vielleicht bekanntestes und teures Gericht, Black Cod [hat nichts zu tun mit Dorsch, wie *cod* auf Deutsch heisst, sondern ist der eher fette, nahe dem Meeresgrund lebende Kohlenfisch; eine Portion kostet zirka achtzig Franken], eine Delikatesse oder eine Marketingleistung?» – «Beim Essen geht es immer um Qualität. Und um die Zubereitung, wir sind keine Fabrik, bei uns gibt es Handarbeit, wir streicheln den Fisch, wie eine Mutter ihr Baby streichelt. Das ist *kokoro*.» (Ich habe im «Matsuhisa» gegessen: Die Qualität der Speisen beziehungsweise Zubereitung war, in meinen Augen, gut bis sehr gut, die Serviceleistung ist verbesserungsfähig. Das Preis-Leistungs-Verhältnis war nicht ganz zufriedenstellend – ein Abendessen für zwei mit Bier, Cocktail und Wasser kostet rund 400 Franken; ich war Gast des «Palace».) «Was macht den Unterschied zwischen einem Restaurant und einem Weltklasserestaurant?» – «So denke ich nicht, ich wollte nie Michelin-Sterne ... Ich geb immer mein Bestes. Und versuche, aus jedem Mitarbeiter sein Bestes rauszuholen.»

Sein liebstes Restaurant: «Sehr schwierig; wir haben Restaurants auf fünf Kontinenten, ich esse, so oft es geht, in meinen Betrieben. Okay, nehmen wir einen Japaner, Yuji Wakiya, der ein chinesisches Restaurant hat.» «Wakiya», 6-11-10 Akasaka, Minato, Tokio, Tel. +81 3 5574 8861

| | | | | | | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|--|----|----|----|----|--|----|----|----|
| 1 | | 2 | | 3 | 4 | | 5 | 6 | | 7 | | 8 | 9 | 10 |
| | | | | 11 | | | | | | | | 12 | | |
| 13 | 14 | | 15 | | | | 16 | | 17 | | | 18 | | |
| 19 | | | | | | | 20 | | | | | | | |
| | | | 21 | | | | | | | | | 22 | | |
| 23 | | 24 | | | | | | 25 | | | | | | |
| 26 | | | | | 27 | | | | | 28 | | | 29 | |
| 30 | | | | 31 | | | | 32 | | 33 | | | | |
| 34 | | | | 35 | | | | 36 | | | | 37 | | 38 |
| 39 | | | | | | | | 40 | | | | | 41 | |
| | | | | 42 | | | | | | 43 | | | | |
| | 44 | | | | | | | 45 | | | | | 46 | |

| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|
| | | | | | | | | | | | | | | |
|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|--|

Lösungswort — Was nun?, denkt man bei ihr.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wer sie besteht ist reif. 5 Trinkgefäss für dazu passende Kränzchen. 11 Kefirs mongolischer Bruder. 12 Boko Haram aus Nigeria ist schaurig berühmt, jene im Osten lebende Ethnie nicht. 13 Mit solchem Namen ist es eine schweizerische Gala. 16 Vornehm sie beim Walzer u.Ä. 19 Dient zur Entwässerung des Bodens. 20 Nicht nur im Wasser ein ganz schön heisser Beisser. 21 Dieser Harrison: überlebender Schiffskoch von 2013. 22 Ach du grüne Neune, könnten wir bei diesem US-Rapper sagen. 23 Bedrängter Christ im Nahen Osten. 25 Sie bevölkern ein asiatisches Land. 26 Kein Biedermann, sondern kaiserlicher Brandstifter. 27 Die Bilanz ergibt sich aus dem Resultat. 28 Ein Haushalt, der sich staatlich gibt. 30 Keine ohne Sterilisation. 32 Was der Ländler für Eidgenossen, ist er für Schotten. 34 Gross, dieser Vulkan, sagen Australier. 35 Etwas zwischen Tropfen und Tümpel. 39 Sorgt in vielen Haushaltungen für Wärme. 40 Titularbistum in der katholischen Kirche. 41 Ob verdient oder nicht, das Honorar wurde gekürzt. 42 Ertönt in Schweden zwischen Glas heben und trinken. 43 Ein irgendwie bäumiger Vorname, man denke an Ex-Vizekanzler Sigg. 44 Zwischen Monatsbeginn und -ende, so Banker. 45 Lässt sich manchmal . . . nicht sagen, ob es . . . ist. 46 Eir macht es zum vollständigen Metier.

Senkrecht — 1 Sie zum Knecht, das passte einst nicht schlecht. 2 Sie macht die Differenz zwischen Gesamt- und Reingewicht aus. 3 Winkelzüge, riecht nach Intrige. 4 Die Luft in London, für uns ein spezieller Duft. 5 Wichtiges Möbelstück für Franzosen und Briten. 6 Unerheblich, ob uniform oder konform. 7 Tierisch, das Gewebe der fettigen Art. 8 Er sagt bei seinem Auftritt kaum etwas. 9 Auf du mit dem winterlichen Olympiasieger aus Grabs. 10 Der Mount verdankt seinen Namen dem Landvermesser George. 14 Gläubige erwarten, dass Gott dies mit ihnen machen wird. 15 Auf Beamtendeutsch ein Landschaftsbestandteil. 17 Wie Verliebten das Herz brennt. 18 Eine sportliche Weltmeisterin, die Ryf. 20 Ereignis und Beweggrund aus einem Mund. 23 Solches Schiessen hat in Zürich Tradition. 24 Ein Geben und Nehmen, für Romands ist es Letzteres. 25 Die Tiere sind hier wirklich gemischt. 27 Auf Neudeutsch sagen wir dafür auch Worst Case. 29 Insel: dänisch, inmitten des Kattegat. 31 Damit wird das Land zum kleinen afrikanischen Binnenstaat. 33 Bei ihm ergibt sich aus Kunst und Stoff ein dehnbare Begriff. 36 Zuhau rennen die Leute bei solchem Verkauf. 37 Auf Rang 16 der attraktivsten Gemeinden der Schweiz (Weltwoche, Gemeinderating 2014). 38 Das Vergleichen ist das des Glücks und der Anfang der Unzufriedenheit.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 399

| | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | B | A | E | R | L | A | P | P | | P | A | I | N | |
| R | A | P | | E | I | N | L | A | G | E | R | N | | A |
| E | L | E | M | E | N | T | A | R | | E | C | K | E | N |
| C | D | N | | D | U | E | N | K | E | L | H | A | F | T |
| H | | N | A | E | S | I | | E | | | I | S | A | I |
| T | R | I | E | R | | L | A | T | I | U | M | | T | |
| S | E | N | T | | P | I | N | T | S | | E | U | E | R |
| | K | | H | O | O | G | H | | I | S | D | N | | O |
| A | L | B | E | R | T | | A | B | S | T | E | I | G | E |
| S | A | R | R | A | S | A | N | I | | A | S | K | E | T |
| S | M | I | | D | | | G | E | G | R | | A | N | E |
| O | E | L | P | E | S | T | | L | | T | I | T | E | L |

Waagrecht — 1 BAERLAPP (Drudenfuss: Synonym v. Bärlapp) 8 PAIN (-killer) 11 RAP 12 EINLAGERN 14 ELEMENTAR 15 ECKEN 17 CDN (Autokennzeichen von Kanada) 18 DUENKELHAFT 19 NAESI (Asien) 21 ISAI (übersetzt: Geschenk Gottes) 22 TRIER 24 LATIUM (Kartenpartie: Bildtitel des Kunstmalers) 34 ISDN 36 ALBERT 38 ABSTEIGE 41 SARRASANI 42 ASKET 43 SMI (kurz f. Swiss Market Index) 44 GEGR 45 ANE (franz. f. Esel) 46 OELPEST 47 TITEL

Senkrecht — 1 BALD 2 APENNIN 3 REEDER 4 LINUS (Yale: Erfinder) 5 ANTEILIG 6 PLAN 7 PARKETT 8 PEEL 9 ARCHIMEDES 10 INKAS 11 RECHTS 13 ANTI 16 EFATE (Insel auf Vanuatu, wo auch Port Vila liegt) 20 AETHER 23 REKLAME 25 ANHANG 26 ISIS (ägypt. Totengottheit, Terroristen-Org.) 28 POTS (engl./franz. f. Töpfe) 30 UNIKAT 31 ROETEL 33 ORADE 35 START 36 ASSO 37 BRIL 39 BIEL 40 GENE

Lösungswort — **ENDRESULTAT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

JAGUAR XF 4x4 DIE SICHERE ENTSCHEIDUNG FÜR EISKALTE RECHNER.

Der JAGUAR XF mit intelligentem Allradantrieb sorgt für grenzenlose Fahrfreude auch bei schwierigsten Verhältnissen. Wegweisende Technik übernimmt die variable Kraftverteilung auf Vorder- und Hinterräder. So bringt JAGUAR die Leistung des 3.0-Liter-V6-Kompressors mit den Stärken eines Allradantriebs und dem für JAGUAR typischen Fahrgefühl auf die Strasse.

Profitieren Sie ab 1. Januar 2015 vom Kundenvorteil «XF INDIVIDUAL» auf Optionen im Wert von CHF 5'000.- und vom attraktiven 3.9% Sonderleasing. Ihr JAGUAR-Fachmann freut sich auf Ihren Besuch.



Kundenvorteil auf Optionen
im Wert von CHF 5'000.-

Plus 3.9% Sonderleasing

JAGUAR.CH



JAGUAR XF 3.0-L-V6 S/C 4x4, 4-Türer, 4WD, 340 PS/250 kW, CHF 73'700.-, Gesamtverbrauch 9.6 l/100 km, CO₂-Emission 229 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 144 g/km), Effizienzklasse G. Kundenvorteil «XF INDIVIDUAL»: gültig ab 1.1.15 bis 31.7.15 (Vertragsabschluss/Immatrikulation in der Schweiz). Nur bei teilnehmenden Partnern und auf gekennzeichneten Fahrzeugen gültig. Leasingbeispiel: gültig vom 1.1.15 bis 31.3.15 (Immatrikulation in der Schweiz bis 30.6.15): XF 3.0-L-V6 S/C 4x4, 4-Türer, 4WD, gleiche Motorisierung, Listenpreis CHF 73'700.-, Leasingrate CHF 829.-/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 20%, Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.